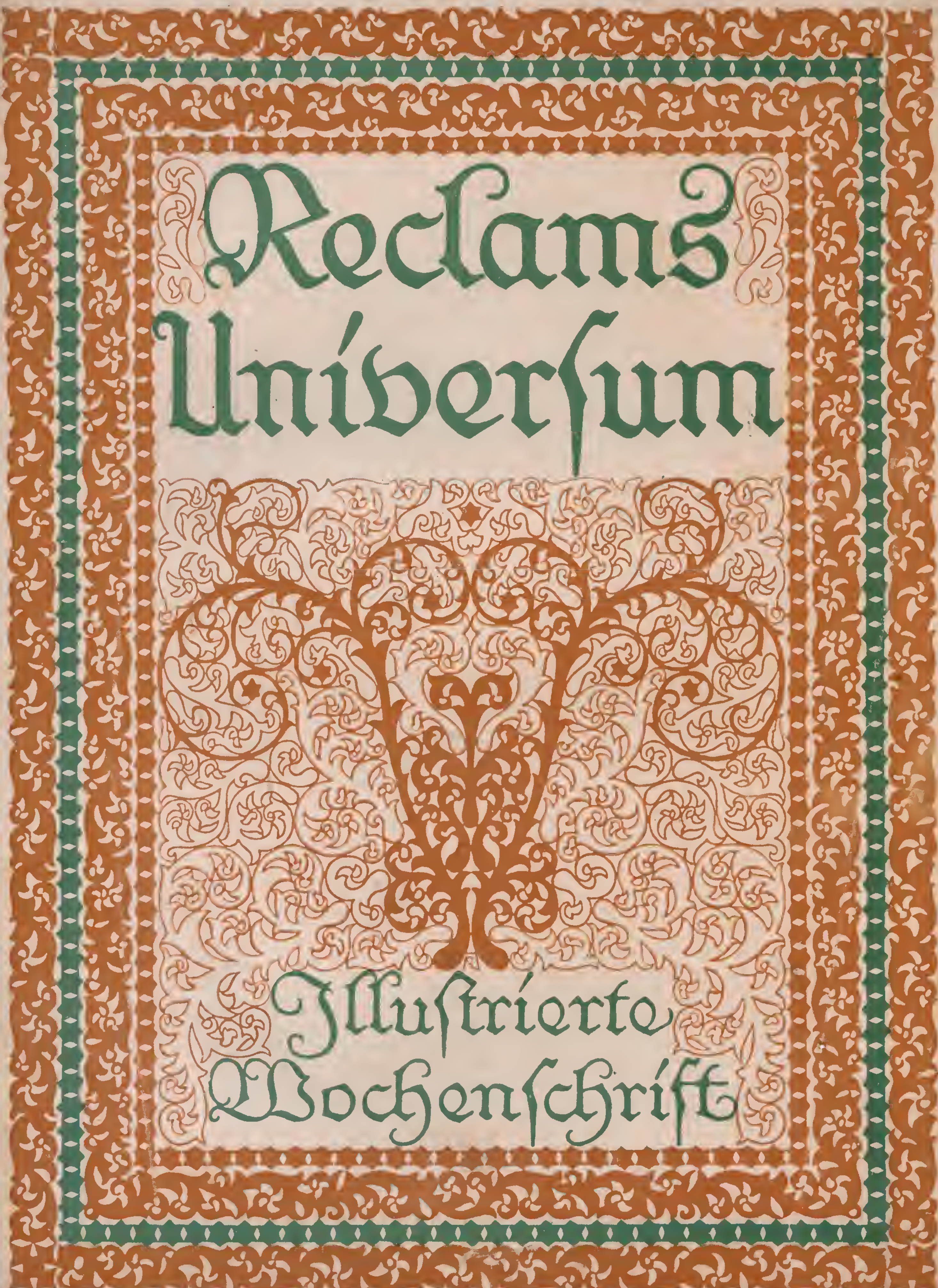
34. Jahrgang 4. April 1918 Heft 27



Vierteljährlich 5 Mk. Heftpreis 45 Pf.

Neuigkeiten für den Büchertisch

Während der vom Bundesrat verfügten Einschränkung des Papierverbrauchs müssen wir uns auf eine kurze Würdigung der uns zugehenden Neuerscheinungen beschränken. Eine Rücksendung der Bücher findet nicht statt.

Bagdad — Babylon — Ninive. Von Sven Hedin. Große Ausgabe. (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig. Geh. 10 Mk., geb. 12 Mk.) In Hedins Werk über seine letzte Orientreise breitet sich Mesopotamien wie ein lockendes Panorama vor den Augen des Lesers aus. Wir durchwandern das palmenbeschattete Bagdad, einen der Mittelpunkte der kriegerischen Ereignisse im Osten, die vom bunten Leben des Orients erfüllten Straßen, Gassen und Basare Mosuls und anderer kleinerer Städte. Aus dem Dämmer der Jahrtausende tauchen Babylon und Ninive und zwei weitere gewaltige Trümmerfelder des Altertums, Assur und Samarra, empor. An die abenteuerliche Fahrt den Euphrat abwärts bis Bagdad schließt sich die ebenso wechselvolle Weiterreise von dort nach Mosul, auf der sich Hedin einer Karawane des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg anschloß. Was die vorwiegend aus Deutschen bestehende Reisegesellschaft auf den verwahrlosten Verkehrswegen Mesopotamiens durchmachen mußte, schildert Hedins erprobte Erzählerkunst mit Realistik und Humor hauptsächlich in den Kapiteln „Die Karawane des Herzogs" und „Erlebnisse auf einer Etappenstraße". Zugleich mit diesen Schilderungen eröffnet Sven Hedin mit diesem neuen Buche seine dritte Offensive gegen die Feinde Deutschlands. Gleich das erste Kapitel „Die Türkei im Weltkriege" ist ein wuchtiger Angriff gegen die schwächste Seite der Entente, ihre angebliche Beschützung der kleinen Nationen. Im 6. Kapitel widmet Hedin den vielbeschrieenen Armeniergreueln eine auf zuverlässigem Material fußende Untersuchung, die in der ganzen Welt, soweit sie keine englisch gefärbte Brille mehr trägt, Aufsehen erregen wird. Die Mißhandlung und Ausbeutung Indiens ist das dritte weltgeschichtliche Problem, das Hedin als gründlicher Kenner Asiens und berufener Richter gegen England ausspielt. Überhaupt ist das ganze Buch ein neues prächtiges Bekenntnis zur Sache des deutschen Volkes.

Probleme der Friedenswirtschaft. Vortrag von Walter Rathenau, gehalten in der Deutschen Gesellschaft 1914. (S. Fischer, Verlag, Berlin. Geh. 75 Pf.) Bei Rathenau durchdringen sich, wie kaum noch bei einem zweiten politischen Denker von heut, wirtschaftliche Praxis und wirtschaftliche Philosophie; und so ist seine an Umfang kleine Schrift reich an Erfahrung und Gedanken, hoffentlich auch an Wirkung.

Spanien. Reisebilder von Johannes Mayerhofer. (Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br. Geb. 5 20 Mk.) Der bekannte Reiseschriftsteller und Dichter erschließt unserem Auge all die Herrlichkeit, die Spaniens Landschaft mit ihren bezaubernden Szenerien auszeichnet, die Wunderwerke seiner unvergänglichen Kunst und sein so überaus malerisches und poesiereiches Volksleben.

Entwelschung. Verdeutschungswörterbuch für Amt, Haus, Schule und Leben von Eduard Engel. (Verlag Hesse & Becker, Leipzig. 3 Mk.) Eduard Engel, der bekannte Verfasser der „Deutschen Stilkunde", bietet hier ein ausgezeichnetes unentbehrliches Hilfsbuch; denn es enthält die in wissenschaftlichen Werken, Zeitungen, Reden häufig vorkommenden Fremdwörter und fremdsprachlichen Redensarten und weist einen Reichtum an brauchbaren Verdeutschungen auf, die nicht nur der Papiersprache, sondern allen nur erdenkbaren Quellen der lebendigen deutschen Menschenrede, der Umgangssprache, den Mundarten entnommen sind. Neben diesen Vorzügen bietet das Büchlein eine geschichtliche Belehrung über das erste Eindringen der meistgebrauchten Fremdwörter in den allgemeinen Sprachgebrauch.

Mittag. Neue Gedichte von Anton Wildgans. (Verlag L. Staackmann, Leipzig. Geb. 4 Mk.) Das Allgemein-Menschliche, das Wildgans mit Vorliebe behandelt und das er aus der Sphäre des Naturalismus in die Region des dichterisch Geschauten, Vertieften, Gesteigerten zu erheben vermag, erringt gerade in der Gegenwart immer mehr Interesse. Seine Sprache ist oft von geradezu dithyrambischer Gewalt, und die Farbenglut des bildlichen Ausdrucks ist in vielen seiner Verse von hinreißender Wirkung.

Leo Tolstois Tagebuch von 1895—1899. Nach dem geistigen Zusammenhang ausgewählt, herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Rubiner. (Verlag Max Rascher, Zürich. 4,50 Mk.) Diese Ausgabe des Tagebuchs will ein Bild Tolstois von rein geistigem Aufbau geben.

Das Herz Europas. Ein Besuch im Genfer Roten Kreuz. Von Stefan Zweig. (Verlag Max Rascher, Zürich. 80 Pf.)

Die Vertreibung des Königs Konstantin von Griechenland. Dargestellt auf Grund amtlicher Urkunden. Herausgegeben von der Deutsch-Griechischen Gesellschaft. (Verlag J. F. Lehmann, München. 1,50 Mk.) Das Büchlein gibt eine sehr anschauliche Darstellung der Vergewaltigung des neutralen Griechenlands durch die sogenannten „Schutzmächte".

Die heilige Hildegard von Bingen. Von Helene Riesch. (Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br. 2,60 Mk.) Das Büchlein zeichnet das Charakterbild der heiligen Hildegard, der berühmtesten Frau des Mittelalters und ersten Mystikerin Deutschlands.

Zentralismus und Föderalismus in der Schweiz. Von Fritz Fleiner. (Verlag Rascher & Co., Zürich. 1,10 Mk.)

Gedichte. Von Gottbold Friedrich. (Verlag Heinrich Minden, Dresden. 2 Mk.) Einfache, warmherzige Gedichte eines vielversprechenden, auf dem Schlachtfelde gefallenen jungen Dichters.

BENZ

AUTOMOBILE u. FLUGMOTOREN

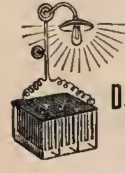


DÜRKOPP

HEISRATH

MOTORFAHRZEUGE

DÜRKOPP DÜRKOPPWERKE · AKTIENGESELLSCHAFT · BIELEFELD DÜRKOPP



Als Ersatz für Petroleum
Osram-Licht
mit Cupron-u. Hell-Element
altbewährte
Dauer-Kleinbeleuchtung
Umbreit & Matthes
Leipzig-Plagwitz X.

■ Birkensaft ■

naturrein sende franko 2 Probe-Fl. mit u. ohne Extr. gegen vorherige Einsendung v. Mk. 2,50 an **Ahrens Besitz**, Blankenese „Birkenhöh"-Dockenhuden od. Postscheck-Konto Hamburg Nr. 4067. Karl Ahrens.

Schöne dichte Augenbrauen

lange und schattige Wimpern, ausdrucksvolle Schönheit durch **Reichel's Plantex-Augenbrauensaft**, bewirkt schnelles Wachstum und ist gänzlich unschädlich. M. 4,—. Otto Reichel, Berlin 23, Eisenbahnstraße 4

Erlösung

von allem heutigen Erdenelend durch ein neues Staatssystem, das allen Menschen ungeahntes Glück bringt. Von F. E. Bilz. Inhaltsauszug: Der Weltkrieg. — Fürsorge für die heimkehrenden Krieger. — Grundzüge einer neuen Staatseinrichtung. — Der Staat zahlt jedem Menschen ein ausreichendes Gehalt auf Lebenszeit. — Nur täglich dreistündige Arbeitszeit für alle. — Mehr Lebensfreude für jung und alt. — Ehe oder freie Liebe und Naturehe. — Das Heiraten der Mädchen wird immer schwieriger — Mit Einführung der Naturehe wird es besser. — Frauenemanzipation. — Frauenstimmrecht. — Naturgemäße Kindererziehung. — Vermeidung von Krankheit u. Siechtum aller Art, und vieles andere mehr. **Preis 3 M.** Porto 20. Zu beziehen durch alle Buchhandl. u. Bilz' Sanatorium, Dresden-Radebeul. Ausführl. Prospekt frei.





Briefmarken
Sätze und Einzelmarken.
Liste üb. Kriegsmarken grat.
„Zur Briefmarkenbörse"
Leipzig, Universitätsstr. 18.

Wir kaufen
Marken-Sammlung
gegen bar
Philipp Kosack & Co., Berlin, Burgstr. 13



Schutz-  Marke!

SCHUTZMARKE Nr. 159978.

Schmeitzners
altrenommierte Präparate

KALOBION-NÄHRSALZ

Nervensalz
Physiologisches Salz
usw. sind nach wie vor im Handel und auch direkt von der Firma erhältlich.

Da mein beliebter Nährsalz-Kaffee-Ersatz „Kalobion" jetzt nur noch nach amtlich vorgeschriebenen Kommunen gesandt werden darf, empfehle ich denjenigen Konsumenten des „Kalobion", die keinen mehr bekommen können, den bei ihrem Kaufmann erhältlichen Kaffee-Ersatzmitteln mein „Kalobion-Nährsalz" zuzusetzen, wodurch dieselben nährwertiger, geniessbarer, im Geschmack verbessert und ausgiebiger werden. — Auf solche Weise kann sich jedermann selbst einen guten Ersatz für meinen Nährsalz-Kaffee herstellen.

Auch Private erhalten direkt von der Firma gratis Auskunft und Literatur und obige Salze, falls bei ihnen nicht erhältlich, auch direkt zugesandt. — Aufträge für Nährsalz-Kaffee können aber von der Firma keinesfalls angenommen werden.

Carl Schmeitzner
Halensee b. Berlin

Reclams Universum

34. Jahrgang Heft 27 4. April 1918

Inhalts-Verzeichnis

Illustrierte Weltrundschau:

Aufsätze und Rundschauen: Seite

Wenden!

Für unsere Frauen.

Man bezieht Reclams Universum durch Buchhandel und Post.

Jährlich erscheinen 52 Hefte zu je 45 Pfennig. — Der vierteljährliche Bezugspreis (ohne Zustellungsgebühr) beträgt für 13 Hefte 5 Mark.





Begrüßung der deutschen Befreier durch die Bevölkerung einer russischen Stadt. Nach einer Zeichnung von Professor **Anton Hoffmann.**



Ihre letzte Hoffnung. Von Horst Schöttler, Flugzeugobermaat.

Als der Friedensengel seine Aufgabe im Osten erfüllt sah, wandte er sich gen Westen und belauschte dort die Stimmung.

„Wenn Hindenburg losschlägt, kann mich auch Amerika nicht retten," sagte der Franzose kleinlaut. „Aber ich habe noch eine Hoffnung: Deutschland wird es an der letzten silbernen Kugel fehlen. Und ich habe hierfür meine Gründe! Der Deutsche besitzt nicht die Anlage zum kleinen Rentner, wie sie dem Franzosen schon angeboren ist. Viele Deutsche stecken ihr Geld lieber in den Strumpf und ins Bettstroh und lassen sich's dort stehlen, als daß sie ihre Angst vor ‚Börsengeschäften' überwinden. In Frankreich weiß jedermann, was das heißt, wenn nach solchem Riesenerfolge, wie die Deutschen ihn jetzt im Osten hatten, noch eine Kriegsanleihe mit 5 Prozent Verzinsung zu haben ist; ja bei uns würde jeder Zeitungsjunge hundert Frank zusammenkratzen, um den sichersten Grundstein zu seinen künftigen Bankunternehmungen zu legen. Der Deutsche ist jedoch anders. Er glaubt immer noch, daß die einzelnen Millionenzeichnungen ausschlaggebend sind. Er ist zu bescheiden, um seine paar hundert Mark für wertvoll zu halten. Und er denkt, den Krieg gewinnen zu können, auch ohne daß er sich mit der achten deutschen Kriegsanleihe beschäftigt. Das ist meine letzte Hoffnung."

„Die Tage, in denen ich glaubte, den Krieg durch die Länge der Zeit zu gewinnen, sind längst vorbei," klagte der Engländer. „Die U-Boote räumen mit meiner Handelsflotte derartig auf, daß ich schon den Monat berechnen kann, in dem ich Frieden schließen muß. Ich hoffe jedoch, daß den Deutschen einen Monat früher das Geld ausgehen wird. Bei ihrer achten Kriegsanleihe rechne ich darauf, daß die Erleichterung im Osten sie sorgloser machen muß. Bisher haben sie keine Anstrengung gescheut, um die Milliarden zusammenzubringen; vielleicht sind sie jetzt aber zu vertrauensselig und bequem geworden. Ein Mißerfolg der achten deutschen Kriegsanleihe würde unseren Verbündeten neuen Mut geben, und Hindenburg kann nichts unternehmen, wenn ihm Granaten und Kanonen fehlen. Das ist meine letzte Hoffnung."

„Ich lag bei der Spekulation auf der falschen Seite," bekannte der Amerikaner. „Um meine Milliarden zu retten, steckte ich meinen Kopf in das Unternehmen. Leider sagte einer meiner Schuldner — Rußland — bald darauf die Generalpleite an. Nun soll ich die russische Dampfwalze ersetzen und mir meine Milliarden erkämpfen. Unsinn — ich bin doch Geschäftsmann! Ich rechne mit der Börse. Wenn jetzt wieder jeder Deutsche seine paar hundert Mark zeichnet, dann werde ich meinen unglücklichen Verbündeten den Frieden anraten, um das Geschäft, bei dem nur noch zu verlieren ist, schleunigst auflösen zu können. Als Geschäftsmann weiß ich, daß nur die zahllosen kleinen Zeichnungen die Milliarden zusammenbringen, und daß es bei der achten deutschen Kriegsanleihe an ihnen fehlen könnte, ist meine letzte Hoffnung." — Der Friedensengel wußte Bescheid, wann die letzte Entscheidung fallen mußte.



Sie sterben für dich.

Und ist es nicht um Zinsenlohn,
So gib deinen Brüdern doch Munition!
Sie kämpfen für dich,
Sie bluten für dich,
Sie sterben für dich.
Durch Tag und Nacht
Stehen sie für dich
In der brüllenden Schlacht,
Die Hand am Gewehr
Für deine Ehr',
Die Faust am Schwert
Für deinen Herd,
Opferbereit
Allezeit,
So stehn sie für dich.
Sie sagen's nicht,
Sie fragen nicht.
Sie wissen:
Du tust von selbst deine Pflicht,
Du trittst von selbst zur Reihe
Und zeichnest Kriegsanleihe.

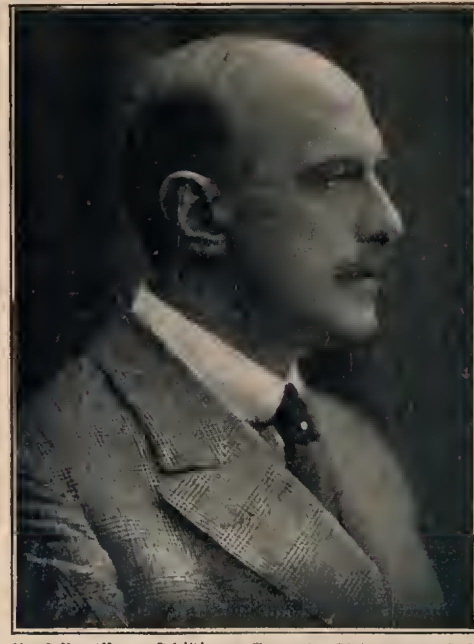
Otto Riebicke.





Max v. Schillings.

Zum 50. Geburtstag des Künstlers. Von Professor Max Chop.



Professor Max v. Schillings, Generalmusikdirektor am Hoftheater zu Stuttgart, begeht am 19. April seinen 50. Geburtstag.

Am 19. April vollendet Generalmusikdirektor Professor Dr. Max v. Schillings sein fünfzigstes Lebensjahr. Als Orchesterleiter wie Tondichter hat er sich einen hochgeachteten Namen und eine bemerkenswerte Stellung im Kunstleben der Gegenwart geschaffen. Seit Erscheinen seines ersten Bühnenwerks „Ingwelde" 1894 an der Stuttgarter Hofoper wandte ihm die Öffentlichkeit ihr starkes Interesse zu, das „Der Pfeifertag" (Schwerin 1899) noch verstärkte und der an der Dresdener Hofoper 1906 aufgeführte „Moloch" bestätigte. Den stärksten Eindruck als Dramatiker mit der Ausdehnung desselben auf breite Schichten der Musikliebenden hinterließ seine jüngste Bühnenschöpfung „Mona Lisa" (Erstaufführung in Stuttgart 1914); in dieser verschrieb er sich in gewissem Sinne dem Verismus, auch dem Impressionismus, ohne eine geradlinige Entwicklung seiner Eigenart zu unterbrechen.

Schillings ist 1868 zu Düren im Rheinland geboren. Seine Vorfahren mütterlicherseits leiten ihre Abstammung vom Dichter Brentano ab. Bereits als Knabe trat die ausgesprochene Hinneigung zur Musik hervor, die er, von der kunstsinnigen Mutter lebhaft unterstützt, durch guten Unterricht im Klavier- und Violinspiel, in Theorie und Komposition pflegte. Nach Absolvierung des Gymnasiums in Bonn studierte er drei Jahre lang an der Münchener Universität Philosophie und Rechtswissenschaft, vornehmlich aber Musik (seine Lehrer: Prof. v. Königslöw und Musikdirektor Brambach). 1892 finden wir Schillings während der Sommerzeit als Repetitor und Bühnendirigent am Bayreuther Festspielhause, wo ihm namentlich der unvergeßliche „Tristan"-Interpret Felix Mottl näher trat. Ihm gestattete der junge Tondichter einen Einblick in die Partitur zu dem 1890 begonnenen Musikdrama „Ingwelde". Durch stilistische Eigenart und Einheit in Gehalt und Form fühlte sich Mottl von dem Werke sofort angezogen. Etwa zwei Jahre später erstand es unter seiner Leitung an der Stuttgarter Bühne und erregte lebhaftes Aufsehen. Damit war die aufsteigende Laufbahn v. Schillings' begründet. Nach Jahren freien Schaffens und Wirkens als Kapellmeister folgte er 1908 dem Rufe als musikalischer Beirat der Intendanz des Stuttgarter Hoftheaters und als Leiter der Hofkapellkonzerte. Zugleich wurde er zum Professor und Generalmusikdirektor ernannt. 1911 verliehen ihm die Universitäten Heidelberg und Tübingen die Doktorwürde honoris causa, 1912 sein Landesherr, der König von Württemberg, den persönlichen Adel. Außer den bereits angeführten Dramen sind aus der stattlichen Reihe der Werke Schillings' noch besonders her-

Die andauernde Bedrohung des deutschen Industriegebiets, falls es England wieder ermöglicht würde, Belgien zu seinem Aufmarschgebiet zu machen.

So wäre es





HELFT MIT, ZEICHNET KRIEGSANLEIHE!

GLASS·MÜNCH



General Otto v. Below, der ruhmvolle Führer einer der drei deutschen Armeen, die die englischen Stellungen auf der ganzen Angriffsfront durchstießen, die 3. und 5. englische Armee schlugen und samt den Reserven über die Linie Bapaume—Péronne zurückwarfen. Seine Armee gehört der Heeresgruppe des Kronprinzen Rupprecht von Bayern an und steht zwischen Scarpe und Bapaume; ihr gelang die Eroberung der wichtigen Stadt Albert. Der verdiente Heerführer hat auch einen hervorragenden Anteil an der Winterschlacht in Masuren und an dem Durchbruch der italienischen Front.

vorzuheben: die Musik zur „Orestie des Äschylos“ und der symphonische Prolog „Ödipus“ (1900), die Musik zu Goethes „Faust 1“ (1908), an Instrumentalschöpfungen das Violinkonzert A-Moll, Werk 25, und einige aus den Jahren 1896/97 stammende Jugendwerke: die Phantasien „Meeresgruß“ und „Seemorgen“, sowie ein „Zwiegespräch“ für Violine und Violoncello mit kleinem Orchester. Unter den Melodramen hat besonders die Musik zu Ernst v. Wildenbruchs „Hexenlied“, mit dem er im Jahre 1902 an die Öffentlichkeit trat, eine Art volkstümlicher Beliebtheit errungen; nicht minder populär ist seine Musik zu Schillers „Kassandra“, die bereits im Jahre 1898 erschien. Außer zahlreichen Liedern mit Klavierbegleitung schrieb Schillings an bedeutsamen Vokalwerken die Musik zu Spittelers „Glockenliedern“ für Tenor und Orchester (erschienen im Jahre 1907) und zu Goethes „Hochzeitslied“ für Soli, Chor und Orchester.

Schillings' Kunst ist unmittelbar aus der des großen Bayreuther Meisters herausgewachsen. Mit dem pathetischen Drama beginnend, wandte sie sich in der Spielmannskomödie „Der Pfeifertag“ dem heiteren (wohl auch dem leicht ironisierenden) Ausdruck zu und übernahm später die schillernden Farbenspiele einer im Süden heimischen Richtung mit viel Geschick, ohne die Grundelemente ihrer Wesensart hinzugeben. In dieser Geschlossenheit künstlerischer Anschauung erkennen wir Schillings' Bedeutung.



General Georg v. d. Marwitz, früher Kommandeur des deutschen Beskidenkorps, führte eine der drei siegreichen deutschen Armeen in der ruhmreichen Offensive gegen die Engländer, schlug sie bei Bapaume und stieß in scharfer Verfolgung bis in die dritte feindliche Stellung in Linie Equancourt—Nurlu—Templeux-la-Fosse—Bernes vor, um in Vereinigung mit dem linken Angriffsflügel der Armee des Generals v. Below weiter vorzudringen. General v. d. Marwitz hat seinen Namen als kühner Reiterführer und durch seinen Sieg bei Korytnica bekannt gemacht. Phot. Albert Meyer, Inh. A. Schulz, Berlin.

General Oskar v. Hutier, siegreicher Armeeführer in der Riesenschlacht im Westen; seine Truppen erzwangen den Übergang über die Somme, erstürmten aus Richtung Ham die Stadt Nesle und die westlich gelegenen englischen Stellungen. Er ist auch der Eroberer von Riga.

General v. Conta, früher Kommandierender General des deutschen Karpathenkorps, hatte an dem Erfolg des gewaltigen Ringens an der Westfront hervorragenden Anteil; seine Truppen nahmen Guiscard und Chauny und drangen in rastloser Verfolgung bis Noyon vor.

General v. Kathen, früherer Befehlshaber der deutschen Landungstruppen auf der Insel Oesel, erzwang in dem siegreichen Vordringen an der Westfront den Übergang über den Tortille-Abschnitt, eroberte Péronne und drang von hier aus an der Somme gegen Bray vor.

Der Weltkrieg.

Chronik vom 24. bis 29. März.

24. März. Die Angriffsschlacht gegen die englische Front, die unter Führung Kaiser Wilhelms südöstlich Arras, bei Cambrai und Saint-Quentin am 21. begonnen hatte, machte große Fortschritte. Die Armee des Generals Otto v. Below stürmte die Höhe von Monchy, trug südlich davon den Angriff über Wancourt und Hénin nach Westen vor und stand hierauf nordöstlich Bapaume im Kampf um die dritte feindliche Stellung; starke englische Gegenangriffe wurden zurückgeschlagen. Die Armee des Generals von der Marwitz stieß noch in der Nacht zum 23. bis zur dritten feindlichen Stellung in Linie Equancourt—Nurlu—Templeux-la-Fosse—Bernes vor, griff in der Frühe des 23. den Feind erneut an, schlug ihn trotz verzweifelter Gegenwehr und dauernder Gegenangriffe und erzielte die Vereinigung mit dem linken Flügel Belows. Zwischen Manancourt und Péronne erzwangen die Generale v. Kathen und v. Gontard den Übergang über den Tortille-Abschnitt. Péronne fiel. Andere Divisionen drangen südlich davon an die Somme vor. Die scharf nachdrängende Armee des Generals v. Hutier, des Eroberers von Riga, hatte schon am Abend des 22. die dritte feindliche Stellung durchbrochen. Die Korps der Generale v. Lüttwitz und v. Oetinger erreichten die Somme. Ham fiel nach erbittertem Kampfe. Englische Reserven verbluteten in verzweifelten Angriffen. Die Korps der Generale v. Webern und v. Conta und die Truppen des Generals v. Gayl überschritten nach heißem Kampfe den Crozatkanal und warfen von Südwesten eiligst zum Gegenangriff herangeführte französische, englische und amerikanische Regimenter auf Chauny und in südwestlicher Richtung zurück. Die englische 3. und 5. Armee sind gründlich geschlagen. Die Niederlage des



Transport von Geschützen durch Trichtergelände mittels Zugochsen.



Eintreffen der ersten englischen Gefangenen in einer Sammelstelle bei St. Quentin. Phot. Bild- und Filmamt.



Von der großen Schlacht im Westen: Deutsche Kavallerie geht über die gestürmten englischen Stellungen vor.



K. und k. Hofrat Dr. phil. Oskar Lenz, bekannter Geograph und Afrikaforscher, vollendet am 13. April in Baden-Sooß bei Wien sein 70. Lebensjahr; er wurde zu Leipzig geboren, studierte an der dortigen Universität, war 1885 ordentlicher Professor an der Universität Czernowitz und 1887 an der Universität Prag, an der er 1902 bis 1903 als Rektor wirkte. Er unternahm ausgedehnte Forschungsreisen durch Afrika, deren wertvolle Ergebnisse er in zahlreichen geologischen, geographischen und kulturgeschichtlichen Schriften niederlegte.



Helene Lange, bedeutende Vorkämpferin der deutschen Frauenbewegung, begeht am 9. April in Berlin ihren 70. Geburtstag. Die deutschen Frauen verdanken zum größten Teil ihrer Arbeit die größere Freiheit der Bewegung und des Handelns, die Möglichkeit, sich im Beruf zu betätigen, und die lückenlosere geistige Schulung. Seit 25 Jahren leitet sie die Monatsschrift „Die Frau", in der sie ihrem Lebenswerk dient. Anläßlich ihres 65. Geburtstages widmeten wir der verdienten Frau im Jahrgang 29, Heft 27 einen Aufsatz.



Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Ernst Bumm, hervorragender Frauenarzt, feiert am 15. April in Berlin seinen 60. Geburtstag; er ist seit mehreren Jahren Direktor der Frauenklinik der Charité der Universität Berlin. Nach seinem Studium in Würzburg ließ er sich zunächst dort als Privatdozent nieder, lehrte später als Professor an den Universitäten in Basel, Halle und Berlin. Seinem Forschergeist und seinen zahlreichen medizinischen Schriften verdankt die Wissenschaft eine Reihe neuer Erkenntnisse und wertvoller Anregungen.

englischen Heeres in den Tagen vom 21. bis 23. März ist die größte der britischen Geschichte, der deutsche Sieg dagegen hat Erfolge erzielt, wie sie in diesem Kriege seit Beginn des Stellungskampfes von der Entente niemals auch nur im entferntesten auf dem westlichen Kriegsschauplatz erreicht wurden. — Beim deutschen Reichskanzler erschien eine Abordnung des litauischen Landesrats, um die Anerkennung der Selbständigkeit des litauischen Staates von der deutschen Regierung zu erbitten. Der Reichskanzler Graf Hertling erklärte dieser Abordnung, daß er Litauen namens des Deutschen Reiches als einen freien und unabhängigen Staat anerkenne und zwar auf Grund der Erklärung vom 11. Dezember 1917, nach der die anerkannte Vertretung des litauischen Volkes die Wiedererrichtung Litauens als eines unabhängigen, mit dem Deutschen Reich durch ein ewiges festes Bundesverhältnis und durch Vereinbarung vornehmlich auf dem Gebiet des Militär-, des Verkehrs-, des Zoll- und des Münzwesens verbundenen Staates verkündet und zur Wiedererrichtung dieses Staates den Schutz und die Hilfe des Deutschen Reiches erbeten hat. Die kaiserlich deutsche Regierung geht von der Voraussetzung aus, daß dieses Übereinkommen den Interessen des Deutschen Reiches ebenso Rechnung tragen werde wie den litauischen, und daß Litauen an den Kriegslasten Deutschlands, die auch seiner Befreiung dienen, teilnehmen werde. — Der Kriegsminister der Ukraine befahl die Abrüstung der Schwarze-Meer-Flotte, verbot die eigenmächtige Aufstellung von Truppenteilen, schaffte die Wahl der Offiziere ab und löste die Soldaten-Ausschüsse auf. — Die Stadt Hit, als Karawanenknotenpunkt für die Verbindung zwischen Syrien und Mesopotamien von außerordentlicher Wichtigkeit, wurde von den Türken den Engländern wieder entrissen, wobei eine Menge Munition in die Hände des Siegers fiel. In Arabien war allen Landungsversuchen der Engländer in der Gegend von Hodeida kein dauernder Erfolg beschieden; auch bei Aden schlugen alle Angriffe der Engländer fehl, die sich vergeblich bemühten, sich aus ihrer beengten



Deutsche Luftbeute: Englisches Großflugzeug (Typ Handley-Page), das unversehrt in deutsche Hände fiel. Das Flugzeug ist 30 m breit, 20 m lang und 6½ m hoch, hat zwei Motoren zu je 260 P. S., die zwei vierflüglige Propeller treiben, Bewaffnung: 3 Maschinengewehre, Besatzung: 5 Mann.



Von der Schlacht im Westen: Eintreffen der ersten englischen Gefangenen an einer Sammelstelle bei St. Quentin. Phot. Bild- und Filmamt.

Lage zu befreien. — Das neue spanische Konzentrationsministerium des bedeutenden konservativen Staatsmannes Don Antonio Maura setzt sich nahezu aus allen führenden spanischen Politikern zusammen: Maura (konservativ) hat den Vorsitz, Dato das Äußere, Romanones (liberal) den Unterricht, Garcia Prieto (demokratisch-liberal) das Innere, Besada die Finanzen, General Marina den Krieg, General Pidal die Marine, Alba (liberal) die Justiz, Cambo (Führer der Regionalisten) die öffentlichen Arbeiten.

25. März. Kronprinz Rupprecht schlug mit den Armeen der Generale v. Below und von der Marwitz in gewaltigem Ringen bei Bapaume den Feind aufs neue. Während die Korps der Generale von dem Borne, v. Lindequist und Kuehne die starken Stellungen nordöstlich Bapaume in erbitterten Kämpfen durchbrachen, warfen von Osten und Südosten her die Generale Gruenert und Staabs den Feind über Ytres und Sailly zurück. Der zähe, durch frische Kräfte verstärkte Widerstand des Gegners wurde in heftigen Kämpfen gebrochen. In nächtlichem Kampfe fiel Bapaume. Heiße Kämpfe entspannen sich nördlich der Somme mitten im Schlachtfeld von 1916 um Combles und die westlich vorgelagerten Höhen; der Feind wurde geworfen, englische Kavallerieangriffe brachen zusammen. Der Deutsche Kronprinz erzwang mit der Armee des Generals v. Hutier den Übergang über die Somme unterhalb Ham; diese erstieg in erbitterten Kämpfen die Höhen westlich des Flusses und erstürmte abends die Stadt Nesle. Die über den Crozatkanal vorgedrungenen Truppen erstürmten noch am späten Abend des 23. März die stark ausgebauten und zäh verteidigten Stellungen westlich des Kanals, warfen Engländer, Franzosen und Amerikaner durch den unwegsamen Wald über La Neuville und Villequier-Aumont zurück, schlugen am 24. französische, zum Gegenstoß angesetzte Infanterie- und Kavalleriedivisionen und eroberten nach rastloser Verfolgung des Gegners durch die Generale v. Conta und v. Gayl abends Guiscard und Chauny. Mit weittragenden Geschützen wurde Paris am 24. und 25. beschossen. — Kaiser Wilhelm überreichte auf dem Kriegsschauplatz dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg das Eiserne Kreuz mit goldenen Strahlen und dem General der Infanterie Ludendorff das Großkreuz des Eisernen Kreuzes.

26. März. Die Armeen Below und Marwitz behaupteten in heißem, wechselvollem Kampf Ervillers, nahmen Bihucourt, Biefvillers und Grévillers, eroberten Irles und Miraumont und überschritten dort die Ancre. Von Albert aus griffen neu aus Flandern herangeführte englische Kräfte in breiter Front heftig an; sie wurden in erbittertem Ringen geworfen und die Straße Bapaume—Albert bei Courcellette und Pozières überschritten. Südlich Péronne erzwang General v. Hofacker den Übergang über die Somme und erstürmte die Höhe von Maisonnette und die Dörfer Biaches und Barleux, alle drei Punkte in der Sommeschlacht von 1916 oft genannt. Auch hier brachen feindliche Gegenangriffe zusammen. General v. Hutier warf in harten Kämpfen den Feind bei Marchélepot und Hattencourt über die Bahn Péronne—Roye zurück, entriß den Franzosen und Engländern das zäh verteidigte Etalon, schlug von Noyon herangeführte französische Divisionen bei Freniches und Béthancourt, nahm Bussy und erreichte



Das Eiserne Kreuz mit goldenen Strahlen, das der Deutsche Kaiser dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg verliehen hat. Dieser Orden, der ohne Band unter der linken Brust getragen wird, ist die höchste Auszeichnung des Eisernen Kreuzes; er wurde bisher nur einmal und zwar dem Fürsten Blücher nach der Schlacht bei Belle-Alliance verliehen. Der Orden wurde im Auftrage des Kaisers von der Berliner Hofjuwelierfirma J. Godet & Sohn angefertigt.

die Höhen nördlich von Noyon. — Seit Beginn der Schlacht wurden 93 feindliche Flugzeuge und 6 Fesselballone abgeschossen. General Ludendorff äußerte über die siegreiche Offensive: „Drei Monate Arbeit galten der Vorbereitung der Schlacht; Anfang Februar erging die Weisung: in der Nacht vom 20. zum 21. März beginnt der Angriff, und auf die Minute war alles fertig." — Kaiser Wilhelm verlieh dem Generalobersten Hans v. Plessen, dem seit 26 Jahren diensttuenden Generaladjutanten des Kaisers und ersten Kommandanten des Großen Hauptquartiers, und dem Admiral Georg Alexander v. Müller, Chef des Marinekabinetts seit 1906, den Orden Pour le mérite. — Aus verläßlicher Quelle verlautet, daß in Athen, Patras, Pyrgos und Korinth Aufstände stattgefunden haben. Die griechischen Truppen weigerten sich, auf die Menge zu schießen, dagegen machten Engländer und Franzosen von der Waffe Gebrauch.

27. März. Die englischen und französischen Divisionen suchten erneut in dem unwegsamen Trichtergelände der Sommeschlacht dem Vordringen der Deutschen Einhalt zu tun, deren Angriff jedoch die feindlichen Linien durchbrach. Nördlich und südlich von Albert wurde der Übergang über die Ancre erkämpft und am Abend Albert genommen. Südlich der Somme wurde der Feind nach heftigem Kampf über Chaulnes und Lihons zurückgeworfen, Roye erstürmt und Noyon in blutigem Straßenkampf erobert. Damit sind unsere alten Stellungen vor der Sommeschlacht von 1916 nach Westen bereits an vielen Stellen überschritten. Der Deutsche Kaiser entbot den infolge der Friedensschlüsse im Osten heimkehrenden deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen einen Willkommensgruß und spendete 250000 Mark als Grundstock für die Aufwendungen, die erforderlich sein werden, um unseren jetzt oder später aus Feindesland zurückkehrenden Landsleuten nach schweren, opferreichen Jahren einen warmen Empfang und heilende, pflegende Fürsorge in der Heimat zuteil werden zu lassen. — Die wichtigsten politischen, territorialen und militärischen Bestimmungen des Friedensvertrages mit Rumänien wurden um 4 Uhr morgens paraphiert, ebenso ein umfangreicher rechtspolitischer Zusatzvertrag um die Grundlage eines Abkommens über die Erdölfrage unterschrieben. Die übrigen wirtschaftlichen Fragen werden in Ausschußberatungen weiter behandelt. — Der Dampfer „Patmos" von der Levantelinie und ein anderer deutscher Dampfer trafen in Odessa ein, womit die Schiffahrt nach den wichtigsten Ausfuhrhäfen der Ukraine als eröffnet gelten kann. Die im Schwarzen Meer tätige Minenräumdivision der kaiserlich deutschen Marine hat unter großen Schwierigkeiten den Weg durch das minenverseuchte Schwarze Meer von Konstanza nach der Donaumündung und von dort nach Odessa freigemacht.

28. März. Auf dem Schlachtfelde in Frankreich führte der Engländer erneut frische, aus anderen Fronten herausgezogene Divisionen den deutschen Truppen entgegen. Nordwestlich von Bapaume wurde der Feind aus alten Trichterstellungen auf Bucquoy und Hebuterne geworfen. Mit besonderer Zähigkeit kämpfte der Feind vergeblich um die Wiedereroberung von Albert. Die siegreichen Truppen des Deutschen Kronprinzen stießen im unaufhaltsamen Angriff von St. Quentin über die Somme die feindlichen Stellungen in 60 km Tiefe ein. Sie drangen bis Pierrepont vor und nahmen Montdidier.

29. März. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz brachen die deutschen Truppen in den örtlichen Kämpfen zu beiden Seiten der Scarpe in die vordersten englischen Stellungen ein und machten mehrere tausend Gefangene. Bei und nördlich von Albert setzte der Engländer erfolglose und verlustreiche Gegenangriffe fort. Deutsche Angriffe zwischen Somme und Avre waren erfolgreich. Aus alten Stellungen und tapfer verteidigten Dörfern wurde der Feind über Warfusée-Abancourt und Plessies nach Westen und Nordwesten zurückgeworfen. Heftige französische Angriffe gegen einzelne Abschnitte der neuen Front zwischen Montdidier und Noyon führten zu keinem Erfolg. Die bisher festgestellte Beute seit Beginn der Schlacht beträgt: 70000 Gefangene, 1100 Geschütze. Die Armee des Generals Hutier brachte davon allein 40000 Gefangene und 600 Geschütze ein. — Nach den Meldungen des Chefs des Admiralstabes der deutschen Marine haben die deutschen Unterseeboote in den Gewässern des nördlichen Seekriegsschauplatzes wiederum 120000, im Mittelmeer deutsche und österreichisch-ungarische U-Boote 24000 Brutto-Register-Tonnen Handelsschiffsraum vernichtet. — Rittmeister Frhr. v. Richthofen errang am 28. seinen 71., 72., 73. und am 29. seinen 74. Luftsieg.

Der Zug des Todes.

Wiederum besiegelte ein deutscher Prinz die Liebe zum Vaterland mit dem Tode, Heinrich XXXVIII. Reuß j. L. fiel in den erbitterten Kämpfen an der Westfront. Er war Oberleutnant im Kürassierregiment Königin (Pommersches Nr. 2) und stand seit Kriegsbeginn an der Front. Der Prinz, der 29 Jahre alt war, gehörte der Linie Reuß-Köstritz an und war durch seine Mutter, einer Tochter des Herzogs Wilhelm zu Mecklenburg, auch mit dem preußischen Hofe verwandt. Kaum schloß sich die Erde über der sterblichen Hülle der jungen Fliegerhelden Oberleutnant Buddecke und Hauptmann Ritter v. Tutschek, da traf das deutsche Volk die schmerzliche Nachricht von dem Tode des erprobten Kampffliegers Oberleutnant Franz Bethge, der als Führer einer Jagdstaffel an der Westfront fiel, nachdem es ihm gelungen war, 20 feindliche Flugzeuge zum Absturz zu bringen. Ferner fielen auf dem Felde der Ehre: Generalleutnant Bloch v. Blottnitz, Hamburg; Oberstleutnant z. D. Johannes v. Garnier, Saarn; Major Kurt v. Lentzke, Trenkensruh; Major z. D. Karl v. Knobloch, Exel; Hauptmann Karl v. Engel, Pankelow i. Meckl.; Hauptmann a. D. Artur v. Berg, Minden; Leutnant d. R. Ludwig Thüning, Laer.

Von den in der Heimat Verstorbenen sind zu erwähnen: Der berühmte Staatsrechtslehrer Wirklicher Geheimer Rat Professor Paul Laband, der in Straßburg i. E. wenige Wochen vor seinem 80. Geburtstag starb; mit ihm ging ein Meister deutscher Rechtswissenschaft und einer der einflußreichsten akademischen Lehrer der Gegenwart dahin. 46 Jahre lang wirkte er an der Universität Straßburg, wo auch das Hauptwerk seines Lebens entstand, das in Inhalt und Form klassische „Staatsrecht des Deutschen Reiches". Auf dem Gebiete des Handelsrechts und auch in praktischen Fragen des Rechts und insbesondere solchen, die den politischen Bezirk berührten, gab er fruchtbarste Anregungen. Anläßlich seines Rücktritts vom Lehramt widmeten wir dem hochverdienten Gelehrten im Jahrgang 34, Heft 3 einen mit einer Bildnisbeilage geschmückten ausführlichen Aufsatz. Der frühere deutsche Gesandte Eugen Ritter v. Zimmerer verschied in Frankfurt a. M. im Alter von 75 Jahren; er war früher stellvertretender Gouverneur von Togo, dann Gouverneur von Kamerun, Generalkonsul in Brasilien und Chile und schließlich Ministerresident und außerordentlicher Gesandter auf Haiti. Der anerkannte Meister der Orthopädie Hofrat Friedrich v. Hessing starb in Göggingen bei Augsburg im Alter von fast 80 Jahren; der Verstorbene, ursprünglich ein einfacher Schreiner, wurde, nachdem er sich mit seinen orthopädischen Ansichten durchgesetzt hatte, ein Wohltäter der krüppelhaften Menschen, er gründete die orthopädischen Heilanstalten in Göggingen, Bad Reichenhall und Rothenburg ob der Tauber und hatte seit 1900 die Bäder Kissingen und Bocklet in Pacht. — Aus England kommt die Nachricht von dem Tode der Baronin Wentworth, einer Enkelin Lord Byrons. In Paris starb der berühmte französische Komponist Claude Debussy, eine der charakteristischsten Musikererscheinungen unserer Zeit; die europäische Musik verdankt ihm eine außerordentliche Bereicherung an klanglich-orchestraler Ausdruckskraft für die feinsten Regungen des menschlichen und außermenschlichen Lebens.



Von der Schlacht im Westen: Eintreffen der ersten englischen Gefangenen an einer Sammelstelle bei St. Quentin. Phot. Bild- und Filmamt.

Lage zu befreien. — Das neue spanische Konzentrationsministerium des bedeutenden konservativen Staatsmannes Don Antonio Maura setzt sich nahezu aus allen führenden spanischen Politikern zusammen: Maura (konservativ) hat den Vorsitz, Dato das Äußere, Romanones (liberal) den Unterricht, Garcia Prieto (demokratisch-liberal) das Innere, Besada die Finanzen, General Marina den Krieg, General Pidal die Marine, Alba (liberal) die Justiz, Cambo (Führer der Regionalisten) die öffentlichen Arbeiten.

25. März. Kronprinz Rupprecht schlug mit den Armeen der Generale v. Below und von der Marwitz in gewaltigem Ringen bei Bapaume den Feind aufs neue. Während die Korps der Generale von dem Borne, v. Lindequist und Kuehne die starken Stellungen nordöstlich Bapaume in erbitterten Kämpfen durchbrachen, warfen von Osten und Südosten her die Generale Gruenert und Staabs den Feind über Ytres und Sailly zurück. Der zähe, durch frische Kräfte verstärkte Widerstand des Gegners wurde in heftigen Kämpfen gebrochen. In nächtlichem Kampfe fiel Bapaume. Heiße Kämpfe entspannen sich nördlich der Somme mitten im Schlachtfeld von 1916 um Combles und die westlich vorgelagerten Höhen; der Feind wurde geworfen, englische Kavallerieangriffe brachen zusammen. Der Deutsche Kronprinz erzwang mit der Armee des Generals v. Hutier den Übergang über die Somme unterhalb Ham; diese erstieg in erbitterten Kämpfen die Höhen westlich des Flusses und erstürmte abends die Stadt Nesle. Die über den Crozatkanal vorgedrungenen Truppen erstürmten noch am späten Abend des 23. März die stark ausgebauten und zäh verteidigten Stellungen westlich des Kanals, warfen Engländer, Franzosen und Amerikaner durch den unwegsamen Wald über La Neuville und Villequier-Aumont zurück, schlugen am 24. französische, zum Gegenstoß angesetzte Infanterie- und Kavalleriedivisionen und eroberten nach rastloser Verfolgung des Gegners durch die Generale v. Conta und v. Gayl abends Guiscard und Chauny. Mit weittragenden Geschützen wurde Paris am 24. und 25. beschossen. — Kaiser Wilhelm überreichte auf dem Kriegsschauplatz dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg das Eiserne Kreuz mit goldenen Strahlen und dem General der Infanterie Ludendorff das Großkreuz des Eisernen Kreuzes.



Das Eiserne Kreuz mit goldenen Strahlen, das der Deutsche Kaiser dem Generalfeldmarschall v. Hindenburg verliehen hat. Dieser Orden, der ohne Band unter der linken Brust getragen wird, ist die höchste Auszeichnung des Eisernen Kreuzes; er wurde bisher nur einmal und zwar dem Fürsten Blücher nach der Schlacht bei Belle-Alliance verliehen. Der Orden wurde im Auftrage des Kaisers von der Berliner Hofjuwelierfirma J. Godet & Sohn angefertigt.

26. März. Die Armeen Below und Marwitz behaupteten in heißem, wechselvollem Kampf Ervillers, nahmen Bihucourt, Biefvillers und Grévillers, eroberten Irles und Miraumont und überschritten dort die Ancre. Von Albert aus griffen neu aus Flandern herangeführte englische Kräfte in breiter Front heftig an; sie wurden in erbittertem Ringen geworfen und die Straße Bapaume—Albert bei Courcellette und Pozières überschritten. Südlich Péronne erzwang General v. Hofacker den Übergang über die Somme und erstürmte die Höhe von Maisonnette und die Dörfer Biaches und Barleux, alle drei Punkte in der Sommeschlacht von 1916 oft genannt. Auch hier brachen feindliche Gegenangriffe zusammen. General v. Hutier warf in harten Kämpfen den Feind bei Marchélepot und Hattencourt über die Bahn Péronne—Roye zurück, entriß den Franzosen und Engländern das zäh verteidigte Etalon, schlug von Noyon herangeführte französische Divisionen bei Freniches und Béthancourt, nahm Bussy und erreichte

die Höhen nördlich von Noyon. — Seit Beginn der Schlacht wurden 93 feindliche Flugzeuge und 6 Fesselballone abgeschossen. General Ludendorff äußerte über die siegreiche Offensive: „Drei Monate Arbeit galten der Vorbereitung der Schlacht; Anfang Februar erging die Weisung: in der Nacht vom 20. zum 21. März beginnt der Angriff, und auf die Minute war alles fertig.“ — Kaiser Wilhelm verlieh dem Generalobersten Hans v. Plessen, dem seit 26 Jahren diensttuenden Generaladjutanten des Kaisers und ersten Kommandanten des Großen Hauptquartiers, und dem Admiral Georg Alexander v. Müller, Chef des Marinekabinetts seit 1906, den Orden Pour le mérite. — Aus verläßlicher Quelle verlautet, daß in Athen, Patras, Pyrgos und Korinth Aufstände stattgefunden haben. Die griechischen Truppen weigerten sich, auf die Menge zu schießen, dagegen machten Engländer und Franzosen von der Waffe Gebrauch.

27. März. Die englischen und französischen Divisionen suchten erneut in dem unwegsamen Trichtergelände der Sommeschlacht dem Vordringen der Deutschen Einhalt zu tun, deren Angriff jedoch die feindlichen Linien durchbrach. Nördlich und südlich von Albert wurde der Übergang über die Ancre erkämpft und am Abend Albert genommen. Südlich der Somme wurde der Feind nach heftigem Kampf über Chaulnes und Lihons zurückgeworfen, Roye erstürmt und Noyon in blutigem Straßenkampf erobert. Damit sind unsere alten Stellungen vor der Sommeschlacht von 1916 nach Westen bereits an vielen Stellen überschritten. Der Deutsche Kaiser entbot den infolge der Friedensschlüsse im Osten heimkehrenden deutschen Kriegs- und Zivilgefangenen einen Willkommensgruß und spendete 250000 Mark als Grundstock für die Aufwendungen, die erforderlich sein werden, um unseren jetzt oder später aus Feindesland zurückkehrenden Landsleuten nach schweren, opferreichen Jahren einen warmen Empfang und heilende, pflegende Fürsorge in der Heimat zuteil werden zu lassen. — Die wichtigsten politischen, territorialen und militärischen Bestimmungen des Friedensvertrages mit Rumänien wurden um 4 Uhr morgens paraphiert, ebenso ein umfangreicher rechtspolitischer Zusatzvertrag um die Grundlage eines Abkommens über die Erdölfrage unterschrieben. Die übrigen wirtschaftlichen Fragen werden in Ausschußberatungen weiter behandelt. — Der Dampfer „Patmos“ von der Levantelinie und ein anderer deutscher Dampfer trafen in Odessa ein, womit die Schiffahrt nach den wichtigsten Ausfuhrhäfen der Ukraine als eröffnet gelten kann. Die im Schwarzen Meer tätige Minenräumdivision der kaiserlich deutschen Marine hat unter großen Schwierigkeiten den Weg durch das minenverseuchte Schwarze Meer von Konstanza nach der Donaumündung und von dort nach Odessa freigemacht.

28. März. Auf dem Schlachtfelde in Frankreich führte der Engländer erneut frische, aus anderen Fronten herausgezogene Divisionen den deutschen Truppen entgegen. Nordwestlich von Bapaume wurde der Feind aus alten Trichterstellungen auf Bucquoy und Hebuterne geworfen. Mit besonderer Zähigkeit kämpfte der Feind vergeblich um die Wiedereroberung von Albert. Die siegreichen Truppen des Deutschen Kronprinzen stießen im unaufhaltsamen Angriff von St. Quentin über die Somme die feindlichen Stellungen in 60 km Tiefe ein. Sie drangen bis Pierrepont vor und nahmen Montdidier.

29. März. Auf dem westlichen Kriegsschauplatz brachen die deutschen Truppen in den örtlichen Kämpfen zu beiden Seiten der Scarpe in die vordersten englischen Stellungen ein und machten mehrere tausend Gefangene. Bei und nördlich von Albert setzte der Engländer erfolglose und verlustreiche Gegenangriffe fort. Deutsche Angriffe zwischen Somme und Avre waren erfolgreich. Aus alten Stellungen und tapfer verteidigten Dörfern wurde der Feind über Warfusée-Abancourt und Plessies nach Westen und Nordwesten zurückgeworfen. Heftige französische Angriffe gegen einzelne Abschnitte der neuen Front zwischen Montdidier und Noyon führten zu keinem Erfolg. Die bisher festgestellte Beute seit Beginn der Schlacht beträgt: 70000 Gefangene, 1100 Geschütze. Die Armee des Generals Hutier brachte davon allein 40000 Gefangene und 600 Geschütze ein. — Nach den Meldungen des Chefs des Admiralstabes der deutschen Marine haben die deutschen Unterseeboote in den Gewässern des nördlichen Seekriegsschauplatzes wiederum 120000, im Mittelmeer deutsche und österreichisch-ungarische U-Boote 24000 Brutto-Register-Tonnen Handelsschiffsraum vernichtet. — Rittmeister Frhr. v. Richthofen errang am 28. seinen 71., 72., 73. und am 29. seinen 74. Luftsieg.

Der Zug des Todes.

Wiederum besiegelte ein deutscher Prinz die Liebe zum Vaterland mit dem Tode, Heinrich XXXVIII. Reuß j. L. fiel in den erbitterten Kämpfen an der Westfront. Er war Oberleutnant im Kürassierregiment Königin (Pommersches Nr. 2) und stand seit Kriegsbeginn an der Front. Der Prinz, der 29 Jahre alt war, gehörte der Linie Reuß-Köstritz an und war durch seine Mutter, einer Tochter des Herzogs Wilhelm zu Mecklenburg, auch mit dem preußischen Hofe verwandt. Kaum schloß sich die Erde über der sterblichen Hülle der jungen Fliegerhelden Oberleutnant Buddecke und Hauptmann Ritter v. Tutschek, da traf das deutsche Volk die schmerzliche Nachricht von dem Tode des erprobten Kampffliegers Oberleutnant Franz Bethge, der als Führer einer Jagdstaffel an der Westfront fiel, nachdem es ihm gelungen war, 20 feindliche Flugzeuge zum Absturz zu bringen. Ferner fielen auf dem Felde der Ehre: Generalleutnant Bloch v. Blottnitz, Hamburg; Oberstleutnant z. D. Johannes v. Garnier, Saarn; Major Kurt v. Lentzke, Trenkensruh; Major z. D. Karl v. Knobloch, Exel; Hauptmann Karl v. Engel, Pankelow i. Meckl.; Hauptmann a. D. Artur v. Berg, Minden; Leutnant d. R. Ludwig Thüning, Laer.

Von den in der Heimat Verstorbenen sind zu erwähnen: Der berühmte Staatsrechtslehrer Wirklicher Geheimer Rat Professor Paul Laband, der in Straßburg i. E. wenige Wochen vor seinem 80. Geburtstag starb; mit ihm ging ein Meister deutscher Rechtswissenschaft und einer der einflußreichsten akademischen Lehrer der Gegenwart dahin. 46 Jahre lang wirkte er an der Universität Straßburg, wo auch das Hauptwerk seines Lebens entstand, das in Inhalt und Form klassische „Staatsrecht des Deutschen Reiches“. Auf dem Gebiete des Handelsrechts und auch in praktischen Fragen des Rechts und insbesondere solchen, die den politischen Bezirk berührten, gab er fruchtbarste Anregungen. Anläßlich seines Rücktritts vom Lehramt widmeten wir dem hochverdienten Gelehrten im Jahrgang 34, Heft 3 einen mit einer Bildnisbeilage geschmückten ausführlichen Aufsatz. Der frühere deutsche Gesandte Eugen Ritter v. Zimmerer verschied in Frankfurt a. M. im Alter von 75 Jahren; er war früher stellvertretender Gouverneur von Togo, dann Gouverneur von Kamerun, Generalkonsul in Brasilien und Chile und schließlich Ministerresident und außerordentlicher Gesandter auf Haiti. Der anerkannte Meister der Orthopädie Hofrat Friedrich v. Hessing starb in Göggingen bei Augsburg im Alter von fast 80 Jahren; der Verstorbene, ursprünglich ein einfacher Schreiner, wurde, nachdem er sich mit seinen orthopädischen Ansichten durchgesetzt hatte, ein Wohltäter der krüppelhaften Menschen, er gründete die orthopädischen Heilanstalten in Göggingen, Bad Reichenhall und Rothenburg ob der Tauber und hatte seit 1900 die Bäder Kissingen und Bocklet in Pacht. — Aus England kommt die Nachricht von dem Tode der Baronin Wentworth, einer Enkelin Lord Byrons. In Paris starb der berühmte französische Komponist Claude Debussy, eine der charakteristischsten Musikererscheinungen unserer Zeit; die europäische Musik verdankt ihm eine außerordentliche Bereicherung an klanglich-orchestraler Ausdruckskraft für die feinsten Regungen des menschlichen und außermenschlichen Lebens.



Phot.-Verlag Franz Hanfstaengl, München.

Was blasen die Trompeten? Husaren heraus! . . .

Nach einem Gemälde von Karl Spitzweg.



Reiterblut.

Roman von Walther Schulte vom Brühl. (Fortsetzung.)



Graf Kurt Krischwitz war kein schlechter Rechner, und er rechnete immer. Diesen Zug hatte er von seiner Mutter, einer geborenen Reichsfreiin v. Maxembach, und diese wieder hatte ihn von ihrem Vater, der aus seinem verhältnismäßig kleinen Familiengut eine Musterwirtschaft entstehen ließ und ein ansehnliches Vermögen machte. Freilich, von ihrer stattlichen Mitgift hatte die Gräfin Krischwitz bei den teueren Neigungen ihres Gatten nicht viel gerettet, und von diesen noblen Passionen hatte doch auch Kurt manches geerbt. Sein Rechnen war deshalb auch ein mehr negatives. So hatte er sich beim Verkauf seines Extragaules — er wollte schon eine passende Entschuldigung für diese offenbare Einschränkung finden — herausgerechnet, daß er sich mit kluger Verteilung des Sümmchens an gewisse Gläubiger vorläufig wieder einen mindestens doppelt so großen Kredit eröffnen könne. Bis er die notgedrungene reiche Partie mache, die ihn und sein Majorat wieder flott werden ließ, könne er sich schon durchbringen. So bekämpfte er denn mannhaft sein starkes Gelüste, die „Goldelse" angenehm zu verlumpen, und setzte sich eine Liste seiner in Frage kommenden Gläubiger und der ihnen zugedachten Abschlagssumme zusammen. Den gefälligen Putzi hatte er ja schon erledigt und für künftige Pumpe scharf gemacht, und noch am Nachmittag wollte er den übrigen „Bettel los sein", um nicht in Versuchung zu kommen. Nun aber warf dies Erlebnis mit der Schulreiterin seine schönen Pläne um.

Das Reiterstück Atlantas und ihre Person dazu hatten ihn ganz aus dem Häuschen gebracht. Er konnte sich, wo er ging und stand, nicht mehr von dem herrlichen Bilde befreien, wie die prachtvoll gewachsene, vornehme Mädchenfigur, gleichsam wie angegossen auf dem Gaule, das „schwierige Luder" fast spielend ihrem Willen zwang. Und dann dies Leuchten in ihren Augen, diese blühende Siegesgewißheit in ihrem feinen Gesicht, als sie vor ihm stand. Und wie schneidig und doch liebenswürdig sie ihn abblitzen ließ. Es fehlte ihm gewiß nicht an Selbstbewußtsein, aber er kam sich in seinem ganzen Kavalleristenstolz und in seinem uradeligen Empfinden ordentlich klein vor gegen die Artistin. Er konnte gar nicht darüber weg kommen.

Aus klugen Ersparnisgründen wohnte er mit Mutter und Schwester zusammen. Sie hatten eine bescheidene Villa gemietet. Im Erdgeschoß hauste er — der Ungeniertheit halber — mit seinem Burschen. Im ersten Stock wohnten die beiden Damen. Es fiel ihnen heute auf, wie zerstreut er war. Die Gräfin beobachtete ihn mit ihren etwas kühlen, grauen Augen heimlich und machte eine entsprechende Bemerkung. Er schützte Ärgernisse im Dienst vor, bezeichnete seinen Rittmeister als einen Kommißstiebel, der eigentlich nicht wert sei, daß man sich über ihn ärgere, und verschwand bald „eine Treppe tiefer" in seine elegante Junggesellenwohnung.

Natürlich hatte auch Graf Kurt sein Verhältnis, eine kleine niedliche Ballettratte. Die Kameraden hätten es ihm ordentlich übel genommen, und er selbst würde sich nur wie ein halber Mensch vorgekommen sein, wenn er es nicht gehabt hätte. Er fand auch seinen Spaß an der Kleinen und war ihr bisher treuer gewesen, als sie es ihm vielleicht war. Im Grunde genommen war er ein gutmütiger Kerl, und er hätte das Mädel absichtlich nicht betrüben mögen; er war zu sehr Kavalier, um brutal und rücksichtslos zu sein. Aber in dem Zustand, in dem er sich befand, wäre es ihm unmöglich gewesen, sie zu sehen. So setzte er sich an seinen Schreibtisch und warf folgende Zeilen auf eine Karte: „Liebes Schnuckelchen! Besondere Umstände machen es mir in den nächsten Tagen unmöglich, Dir guten Tag zu sagen. Damit Du Deinen allzeit ergebenen Freund aber nicht zu sehr vermißt, magst Du Dich einstweilen mit dem Inhalt beifolgenden Körbchens trösten. Dein Krischchen." Er schloß den Umschlag und klingelte seinem Burschen.

„Na, Zimmer, bist ja 'ne geschmackvolle und verständnisinnige Seele," sagte er. „Jetzt geh mal zu Alberts und laß 'nen Korb mit Südfrüchten und andern angenehmen Eßwaren füllen. Zwei Flaschen süßen Ungarwein — sagen wir mal Ruster Ausbruch — dürfen auch dabei sein. Und es darf zwanzig Mark kosten. Auf meine Rechnung. Und das bringst du mit diesem Brief — na, du weißt ja . . ."

„Befehl, Herr Graf!" grinste der Bursche. „Und eine geräucherte Gänsebrust will ich auch 'neinlegen lassen. Die ißt das Fräulein ja besonders gerne."

„Ja ja. Und nun schwirr ab!" befahl Kurt ordentlich ungeduldig. Zu anderen Zeiten hätte er noch einen Augenblick mit Vergnügen bei dem Gedanken verweilt, wie die Kleine mit ihren gesunden Mausezähnchen die dunkelroten Schnitten Gänsefleisch verzehrte, aber schon war seine Phantasie wieder ganz von der Schulreiterin erfüllt und er überlegte, wie er es wohl anstelle, sich Atlanta zu nähern, und wie er nach der kleinen Niederlage eine erfolgreiche Attacke reiten könne.

Endlich war er mit sich im reinen. Er machte sich fertig und schritt bald die Franz-Gottlieb-Straße hinab, in der sich die glänzendsten Läden befanden. Vor jeder Juwelierauslage blieb er stehen und beäugelte sorgsam die Geschmeide. Endlich hatte er eine Wahl getroffen und erstand ein sehr wertvolles Armband in Form schwerer Hufeisen, durch Scharniere verbunden. Die Nägel wurden durch Edelsteine angedeutet. In der Mitte befand sich medaillonartig ein größeres Hufeisen, das einen vorzüglich herausgearbeiteten Pferdekopf enthielt.

Das war zweifellos ein sinniges Geschenk für eine Reiterin, es mußte Eindruck machen.

Sehr befriedigt über seinen Kauf wanderte Kurt heimwärts und entwarf mit vieler Überlegung einen Brief. Nachdem er oft gestrichen und geändert, konnte er ihn endlich auf einen seiner stolzen, mit seinem gräflichen Wappen geschmückten Briefbogen abschreiben. Er tat es mit besonderer Sorgfalt und Feierlichkeit. Der Brief, an Atlanta Neuhoff gerichtet, lautete:

„Mein verehrtes und hochgeschätztes, gnädiges Fräulein!

Nicht hohe Verehrung für die vollendete junge Dame und bewunderungswürdige Reitkünstlerin allein ist es, was mich veranlaßt, Ihnen auf diese Weise näher zu treten. Vielmehr ist es ein gewisses, ich darf wohl sagen kavaliermäßiges Schuldgefühl gegen Sie, was mich bedrückt und einen Ausklang sucht. Ihre vornehme Liebenswürdigkeit hat mir zwar, fast in einer mich ein wenig demütigenden Weise, darüber weggeholfen, daß Sie mit ‚Goldelse' zugleich eine bedenkliche Untugend mit in den Kauf nahmen. Diese Untugend wurde unter Ihren schönen Händen vielleicht gar zu einer Art von Vorzug. Was mich bedrückt, ist weit mehr der Umstand, daß ich einer Dame gegenüber,

wie Sie es sind, den leidigen Kniff des Vorforderns beim Pferdehandel in Anwendung brachte, in der Überzeugung, daß doch, wie üblich, ein gut Teil heruntergehandelt werden würde. Ihre Vornehmheit aber hat auf jedes Feilschen verzichtet, und so haben Sie mir den Gaul wesentlich teurer bezahlt, als ich ihn Ihnen unter den üblichen Umständen abgelassen haben würde. Ich weiß, daß Sie den betreffenden Betrag niemals in bar annehmen würden, da ich aber nicht das Bewußtsein mit mir herumtragen möchte, eine Künstlerin wie Sie übervorteilt zu haben, so gestatten Sie mir, die Sache durch die mitfolgende kleine Aufmerksamkeit entsprechend auszugleichen. In der Hoffnung, Ihnen damit eine kleine Freude gemacht zu haben, und in der weiteren Erwartung, daß ich mich auch nächster Tage wieder einmal im engeren Rahmen einer Zirkusprobe von den Fortschritten meiner verflossenen ‚Goldelse‘ unter Ihren kunstgeübten Händen überzeugen darf, bin ich in höchster Verehrung und tiefster Ergebenheit Ihr gehorsamster Kurt, Graf Krischwitz-Streckhausen.“

Als der Graf diesen längsten Brief seines Soldatendaseins vollendet hatte, erhob er sich und ging, ihn nochmals halblaut lesend, in seinem Zimmer auf und nieder. Er war sehr befriedigt von seiner Leistung. Zumal der Ausdruck „einen Ausklang sucht“ und der Schluß „in höchster Verehrung und tiefster Ergebenheit“ imponierten ihm sehr. Er schmunzelte vor sich hin und sagte leise: „Deutsch 1a.“ Mit besonderer Liebe schloß er den Brief, versiegelte ihn mit seinem Wappenring und schrieb die Adresse. Dann fiel ihm ein, daß es nicht „schick“ sei, das Juwelenetui und den Brief so nackt zu übersenden, und so bestellte er sich telephonisch ein kleines vornehmes Blumenkörbchen aus Schneeglöckchen und Veilchen ins Haus. Als es erschien, mußte Zimmer wieder antreten.

„Mensch, diesmal hat's was auf sich,“ sagte der Leutnant wichtig. „Du bringst diese Sache sorgsamst in den ‚Europäischen Hof‘, wo die Adressatin Abstieg genommen hat. Du übergibst es ihr nur selbst und meldest mir alles ganz genau. Und noch eins: ich wünsche allerstrengste Verschwiegenheit. Untersteh dich nicht, zu schwatzen. Verstanden?“

„Befehl, Herr Graf!“ sagte Zimmer mit seinem pfiffigsten Gesicht. „Herr Graf wissen ja, daß sich Herr Graf durchaus auf mich verlassen können.“

„Na ja, ist mir auch 'n Trost im Leben, den ich nötig hab',“ sagte Kurt gut gelaunt und schärfte dem Burschen nochmals ein, sich nicht „bockig“ zu benehmen und zu zeigen, daß er aus guter Zucht komme.

Dann warf er sich auf ein Ruhebett und versuchte ein wenig zu schlafen. Das Champagnerfrühstück mit Putzi aber rumorte noch etwas in seinem Blut, und der Gedanke an Atlanta ließ ihm auch keine Ruhe. Was das nur werden sollte — wenn es etwas würde! Freilich, der Anbeter hatte sie genug, schwer reiche Kerle darunter, die sich vielleicht gar gern um sie ruiniert hätten. Aber es konnte sich noch keiner rühmen, daß er Erfolg bei ihr gehabt habe. Sie hatte es ja auch nicht nötig. Man sprach davon, daß sie sehr reich sei und die Schulreiterei nur noch aus Pferdeleidenschaft betreibe. Ja, sie war fast vier Wochen schon hier, und keiner der Kameraden konnte sich da in die Brust werfen oder vielsagend lächeln. Selbst der Leschitzki von der zweiten Schwadron, der ein Fürst war und in seinem „Kies“ hätte ersticken können, hatte trotz seiner sonstigen Unwiderstehlichkeit nichts erreicht. Man wollte wissen, sie habe ihn ganz so als Nebensache behandelt wie die anderen. Nein, nach der Richtung hatte er noch nichts zu fürchten.

So wälzte er sich in allerlei Phantasien und Hoffnungen auf dem Lager herum, bis ihm die Sache leid wurde. Er sprang auf, zündete sich eine Zigarette an und brummte: „Ich glaub' fast, ich bin regelrecht verliebt! Verdammte Geschichte!“ Darauf betrachtete er sich aufmerksam im Spiegel, seinen kecken, dunklen Schnurrbart, sein schwarzes, leichtgelocktes Haar, seine lebhaften, braunen Augen, und fand, daß er im allgemeinen mit seinem äußeren Menschen zufrieden sein konnte.

4.

Atlanta Neuhoff, die Schulreiterin, saß mit ihrer Gesellschaftsdame beim Tee. Sie befanden sich im „Salon“, einem der eleganten drei Zimmer, die sie im Europäischen Hof, dem ersten Hotel der handelsmächtigen Regierungshauptstadt, bewohnten. Atlanta liebte die Ausstattung der Hotelzimmer nicht. Wo sie, je nach ihrer Verpflichtung, einige Wochen oder, wie hier, ein Vierteljahr weilte, richtete sie sich immer nach ihrem Geschmack ein. Mächtige Kisten mit Bettwerk, mit Teppichen, mit Bildern und kleinen Kunstgegenständen, auch einige Möbelstücke reisten immer mit ihr und ihren Pferden. Die Gesellschaftsdame, ein Kammermädchen, der Stallmeister und ein Reitknecht gehörten mit zu ihrem Inventar. Sie reiste fast wie eine Fürstin, konnte es sich erlauben, denn die Bezahlung des „Stars“ war hoch, und das Vermögen, das sie von ihren verstorbenen Eltern ererbt hatte und das bei dem „Onkel Senator“ in Hamburg in sicherer Verwaltung lag, war sehr beträchtlich.

Im Grunde genommen war ihr dies Herumschweifen in der Welt nicht sonderlich sympathisch, denn etwas Bodenständiges, etwas deftig-althamburgisch Seßhaftes war ihrem Blute beigemischt und kämpfte immer mit ihrem Freiheitsdrang und ihrem Reiterblut. Ohne Gäule konnte sie nicht leben, ohne Reiten nicht sein. Und Reiten war ihr nicht das Thronen auf dem Rücken eines edlen, flüchtigen Pferdes, es war ihr die Kunst, das Außergewöhnliche, war ihr auch ein wenig die Begeisterung, die sie dadurch bei Laien und Kennern erzielte. Und dann, was hätte sie wohl beginnen sollen in ihrem Tätigkeitsdrange? Sich mit ihren dreiundzwanzig Jahren irgendwo zur Ruhe setzen und schlichtbürgerlich nur ein wenig der Pferdeliebhaberei obliegen? Oder sich mit irgendeinem von denen verheiraten, die sich ihr zu nähern suchten, sich einen aussuchen aus dieser großen Schar von Kavalieren und Lebemännern und solchen, die es zu sein glaubten? Der Gedanke lag ihr einstweilen noch sehr ferne. So führte sie denn, ein sehr selbständiges Wesen trotz ihrer Jugend, dies Leben einer gefeierten Edelartistin, dies gesteigerte Bohemeleben fort, oft darüber seufzend, oft aber auch ganz zufrieden mit ihrem Dasein.

Sie hatte sich den Salon, ihr Wohnzimmer, wieder ganz behaglich ausstaffiert. Leichte, bequeme Korbmöbel, Lehnsessel und Liegestühle mit wertvollen Kissen und Decken belegt, standen umher. Lebende Blumen grüßten hier und dort, und an den Wänden hingen wertvolle Bilder. Da waren die lebensgroßen Bildnisse ihrer Eltern, und ein in seiner vollendeten Plastik wie lebendig wirkender, meisterlich gemalter Kopf eines edlen Pferdes schaute aus einem Rahmen nieder. Es war das Bild ihres unvergeßlichen Lieblingspferdes, der berühmten arabischen Stute Isa, die sie auf einer Kunstreise in Amerika während eines Blizzards, eines der eisigen Schneestürme, verloren hatte. Dieser Blizzard hätte auch ihr beinahe das Leben gekostet, hätte sich Mister Blackerbill, der Jockeireiter der Truppe, ihrer nicht mit großem Heldenmut angenommen, sie fast mit Aufopferung seines eigenen Lebens nicht gerettet. Bei jener Gelegenheit hatte auch ihr jetziger treuer Stallmeister, damals ein hochgeschätzter Artist, seine Zehen verloren und war fast zum Krüppel geworden. Aber ihrer

Aufopferung und ihrem Gelde, das den berühmtesten Spezialisten mit einem Extrazuge herbeirief, als man dem armen Teufel schon das ganze, brandig gewordene Bein abnehmen wollte, war es gelungen, den Unglücksgenossen vor dem Schlimmsten zu bewahren. Sie hatte sich dadurch den treuesten und uneigennützigsten Diener erworben. Die große Katastrophe, dieser Blizzard inmitten der Prärie, war eigentlich das große Ereignis ihres bisherigen Lebens. Oft mußte sie daran zurückdenken, und trotz aller durchlebten Schrecknisse tat sie es gerne. Sie hatte so schöne Beweise der Kameradschaft unter den Leuten der Zirkustruppe mit sich gebracht, Züge echt ritterlicher Gesinnung unter dem landfahrenden Artistenvolk, daß sie sich seither inniger mit ihm verbunden fühlte, wenn ihr, die eine gute Erziehung genossen hatte, das Zirkusleben mitunter auch fatal wurde. Das Bild ihres Beschützers bei jenem Unglück führte sie stets mit sich. Es war eine große, schöne Photographie eines sicher und vornehm aussehenden, jungen Mannes in Gesellschaftsanzug. Man hätte alles andere eher als einen Zirkusreiter in ihm vermuten können, der viel mehr einem Offizier in Zivil glich. „Seiner innig verehrten Kollegin Atlanta Neuhoff zum Andenken an gemeinsam durchlebte Stunden in eisiger Gefahr. A. v. N.“ stand in großen Zügen quer über den unteren Teil der Photographie geschrieben. Mit den schleifengeschmückten frischen Lorbeerkränzen, mit denen man ihr gehuldigt, hatte sie die Bilder der Eltern, das ihres umgekommenen Lieblingspferdes und auch das jenes „Kollegen“ geschmückt. So schuf sie sich, wohin sie auch ihr Artistenberuf führte, durch die Begleitung lieber Andenken immer so etwas wie ein Stückchen Heimat. Auch ein großes Seestück fehlte nie bei dieser Wanderausstattung: Ein Abend auf dem weiten Meere. Unter dem sternübersäten Himmelsgewölbe, über die dunkle, wogende Flut zog ein mächtiger Dampfer seinen Weg. Seine erleuchteten, wie blitzende Perlenschnüre über das Bord laufenden Kajütenluken spiegelten sich in den breiten Wogen. Der Dampfer war ihr Geburtsort. Auf einer Fahrt nach Amerika war sie an Bord geboren worden. Deswegen hatte man sie „Atlanta“ getauft, und sie war sehr stolz auf ihren Namen. Ihre Mutter, von der Seekrankheit schon halb tot, hatte ihre Geburt nicht lange überlebt. Ihre Gesellschafterin, Fräulein Klausner, hatte sich damals des Neugebornen angenommen, und jetzt noch war diese, nun ein wohlkonserviertes älteres Fräulein in der Mitte der Vierziger, ihre stete Begleiterin. Atlanta nannte sie nur „Tata“ schon seit ihrem ersten Sprechversuche, als sie das „Tante“ noch in dieser verkümmerten Form ausdrückte. Sie vertrugen sich leidlich, obgleich sie wesensverschieden waren. Tatas Horizont war ein wenig beschränkt geblieben. Sie war kleinlich und selbstsüchtig, dabei immer bestrebt, zu herrschen und zu bestimmen. Atlantas Seele aber war großzügig, war weit und sehnsüchtig wie das Meer, auf dem sie geboren, war frei und stolz. Wohl ließ sie sich in kleinen Dingen oft gutmütig von Tata leiten, aber ebenso oft kehrte sie mit liebenswürdiger Bestimmtheit die Herrin hervor. Das alte Fräulein war dann überzeugt, daß es ein rechtes Kreuz mit der Schutzbefohlenen habe und daß es eigentlich eine Art Märtyrerinnenposten bekleide.

Jetzt lag Atlanta behaglich auf einem Liegestuhl ausgestreckt. Das lose, elegante Hauskleid verbarg ihre schönen Formen nicht. Den linken Arm hatte sie unter den Kopf mit dem hoch aufgesteckten aschblonden Haar gelegt. In der rechten Hand hielt sie eine brennende Zigarette, deren Rauch sie gegen die Decke blies. Dann und wann nahm sie ein Schlückchen aus einer Teetasse, die neben ihr auf einem Tischchen stand. So hörte sie zu, was ihr Tata aus einem neuen Roman beim Scheine einer hohen, mit gelbseidenem Schirm versehenen elektrischen Stehlampe vorlas.

Die Geschichte fing an, sie zu langweilen. „Ich finde, der Stil ist rhetorisch und unwahr, die Weiber sind ungesund, hysterisch und einseitig gezeichnet, und die Männer sind lackierte Helden,“ meinte sie. „Überdies wird deine Stimme müde, Tata. Gib das Buch her. Ich will sehen, wie der Schluß ist, dann hab' ich genug davon.“

„Wie du meinst, Kind. Aber ich finde es wirklich ganz interessant. Freilich, du willst immer was Besonderes haben, und den Mann, an dem du mal nichts auszusetzen hättest, den möchte ich sehen, der ist auch noch nie gedichtet worden. Das müßte schon ein Wundertier sein. Aber da nimm's nur. Ich werde später noch Zeit finden, es für mich zu lesen. Ich will unterdessen mal sehen, was die Karten sagen.“

„Ja, tu's nur, Tata. Ohne Patience und Hexenkranz hat das Leben für dich doch keinen Reiz,“ lachte die Schulreiterin. „Aber vorher gieß mir noch eine Tasse Tee ein und rück mir das Licht ein wenig näher.“

Fräulein Klausner tat, was ihr befohlen, mit einem Gesicht, als müsse sie fast vergehen unter der Summe von Ansprüchen, die die junge Herrin an sie stelle. Dann holte sie die geliebten Karten und breitete sie vor sich aus, während Atlanta in dem Buch blätterte.

„Natürlich, so mußte es kommen,“ sagte sie nach einer Weile gelangweilt. „Sie kriegt zwar den einen nicht, aber sie kriegt den andern. Am Ende kommt's auf dasselbe hinaus.“ Sie warf das Buch auf einen Stuhl und träumte vor sich hin. Dann fragte sie: „Nun, Tata, wie ist's. Was sagt dein Orakel? Kommt mir wieder viel Geld ins Haus, so sag deinen Kartenkönigen oder Buben einen schönen Gruß von mir und das wäre etwas ganz Selbstverständliches.“

„Spotte du nur,“ entgegnete das Fräulein. „Meine Karten haben auch in andern Dingen meistens recht. Sieh nur hier. Das liegt ja recht günstig für dich. Ein Geschenk — von einem Herrn, von einem dunkeln Herrn. Und nun hier: Es kommt ein Brief ins Haus, über einen langen Weg — von einem blonden Herrn.“

„Den hast du mir schon vor vier Wochen prophezeit. Aber es ist nichts von einem langen Weg gekommen.“

„Vielleicht ist er verloren gegangen auf der langen Reise. Diesmal aber liegt dir's ganz bestimmt. Nun, er hat ja auch lange genug nichts von sich hören lassen, der Jockeireiter.“ Und sie machte eine Kopfbewegung gegen die Photographie mit der Widmung.

Atlanta schnellte in die Höhe. „Es paßt sich nicht für dich, daß du jemanden, den ich schätze, wie einen beliebigen Artisten bezeichnest. Der Jockeireiter ist für dich stets nur der Herr Baron v. Nordeneck,“ sagte sie scharf. „Ich bitte mir das ein für allemal aus, Tata, wenn wir Freunde bleiben wollen.“

„Nur ruhig, nur ruhig, es flutschte mir nur so heraus,“ entschuldigte sich die Gesellschafterin. „Verzeih nur, daß ich im Augenblick wieder einmal vergaß, daß dies der einzige Herr ist, dem du vielleicht dein Händchen anvertrauen würdest.“

„Was weißt du?“ entgegnete Atlanta fast verächtlich. „Was weißt du überhaupt von mir und Herrn v. Nordeneck? Er ist ein vollendeter Kavalier, wenn er auch Zirkusreiter ist, und er hat mir das Leben gerettet. Das genüge dir.“

„Mir hätte er es jedenfalls nicht gerettet,“ zischte sie.

„Nein, voraussichtlich nicht. Übrigens saßest du ja warm und sicher in Chicago, während wir den weißen Schrecken zu bestehen hatten. Du brauchst dich nicht zu beklagen.“

(Fortsetzung folgt.)

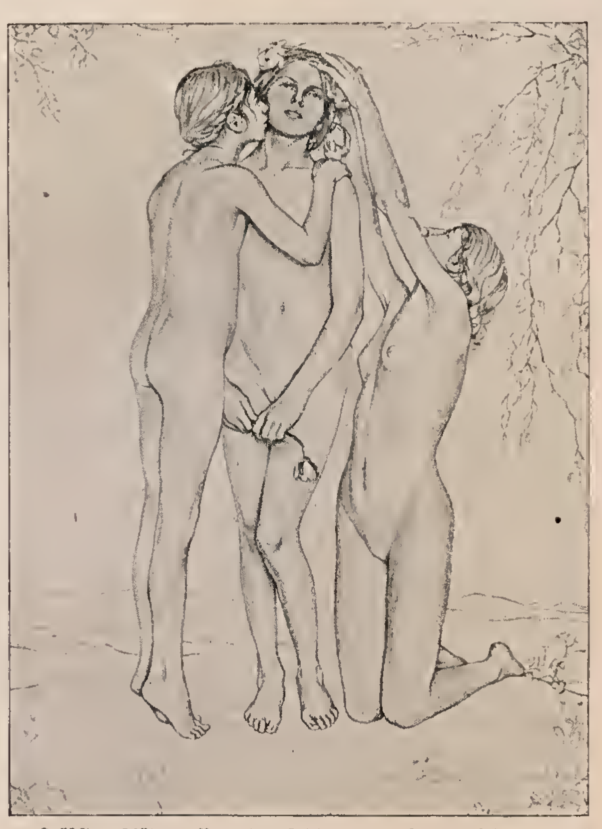


Traum. Nach einer Zeichnung von Ida Teichmann.

Eine Zeichnerin der Jugendseele.

Von Viktor Ottmann. (Hierzu vier Zeichnungen von Ida Teichmann.)

Auf den großen Kunstausstellungen der letzten Jahre fielen Zeichnungen und Steindrucke auf, aus denen es wie ein Hoheslied auf den keuschen Zauber erster Jugendblüte klang und die mit ihrer seelischen Vertiefung, ihrem rhythmisch beschwingten Stil, ihrer eigentümlichen formalen Schönheit sofort die Aufmerksamkeit erregten. Auf weißem Karton oder leicht getöntem Chinapapier, in Schwarz oder Rötel, sah man da Kinder und schlanke zarte Mädchen zu Gruppen vereinigt, bald in ruhiger, wartender Haltung mit lässigen Gliedern, bald in mehr oder minder starker Bewegung mit lebhaftem Mienenspiel und leidenschaftlich betonten Gebärden. Zweierlei fesselte auf den ersten Blick das Auge des Kenners: einmal die Technik, die ein ungewöhnlich gutes Studium des menschlichen Körpers, eine vollkommene Beherrschung des Zeichnerischen verriet, und dann, neben dem geistigen Inhalt, ein fein abwägendes Stilgefühl, das in der Komposition, im Zusammenspiel der Einzelfigur und in einer gewissermaßen musikalischen Harmonie zum Ausdruck kam. Die Blätter zeigten die Signatur J. Teichmann, einen bis dahin ziemlich unbekannten Namen. Und viele waren doch überrascht, als sie erfuhren — was dem geschulten Auge freilich nicht verborgen geblieben war —, daß diese so sicher, mit so strenger Zucht des künstlerischen Gedankens entworfenen Zeichnungen von einer Frau herrührten.



Frühlingsblüten. Nach einer Zeichnung von Ida Teichmann.

Es ist der Zweck dieser Zeilen und der sie begleitenden Bilder, auch ein größeres kunstfreundliches Publikum mit dem Schaffen einer eigenartigen, nicht auf ausgetretenen Pfaden wandelnden Künstlerin bekannt zu machen. Im allgemeinen wird ja die Tätigkeit der Frau in der bildenden Kunst gern unterschätzt; nicht nur in den Kreisen der stets zu boshaften Witzen aufgelegten männlichen Kollegenschaft, sondern auch in der Öffentlichkeit hält man vom Werk der malenden und zeichnenden Weiblichkeit nicht allzuviel. Freilich läßt sich kaum bestreiten, daß sie nur selten über achtbare Durchschnittsleistungen hinauskommt; es fehlt den malenden Frauen der große kühne Wurf, jenes wahrhaft Schöpferische, das erst so recht das Wesen des Künstlers ausmacht. Aber es wäre unrecht, nicht Ausnahmen gelten zu lassen und anzuerkennen, daß es auch Künstlerinnen von ungewöhnlichem Können gibt. Man braucht unter den zeitgenössischen Malerinnen nur an Dora Hitz zu erinnern, deren treff-



Das Lied. Nach einer Zeichnung von Ida Teichmann.

liche Bildnisse mit Recht Bewunderung erregen, unter den Graphikerinnen an Käthe Kollwitz, die mit ihrer herben, tiefernsten Griffelkunst ganz Außerordentliches leistet. Auch Ida Teichmann hat Anspruch darauf, als eine hoch über dem Durchschnitt stehende Kraft mit aller Aufmerksamkeit betrachtet und gewürdigt zu werden.

Unsere Künstlerin ist, wie die Zeichnungen verraten, keine Anfängerin, sondern blickt auf eine schon ziemlich beträchtliche Zeit der Entwicklung zurück. Frau Teichmann ist Autodidaktin, sie hat niemals eine Kunstschule besucht und nicht einmal höheren Zeichenunterricht genossen. Über die äußeren Ereignisse ihres Lebenslaufes läßt sich nicht viel sagen. In Frankfurt am Main geboren, verheiratete sie sich früh, lebte einige Zeit in kleineren Universitätsstädten, auch im Ausland, in Manchester und Neapel, und ist seitdem wieder in ihrer Vaterstadt ansässig. Auch in den schwierigsten Lebenslagen, an denen es der werdenden Künstlerin nicht gefehlt hat, hat sie gezeichnet, häufig des Nachts beim Schein der Petroleumlampe, da es am Tage andere Arbeiten zu verrichten gab. Der Weg ihrer künstlerischen Entwicklung war von Irrtümern nicht frei. Ein kundiger Meister hätte sie als Schülerin vielleicht sehr bald dorthin gebracht, wo ihr am ehesten Aussicht auf Erfolg winkte; aber ohne jegliche Anleitung und Beratung stellte sich die Autodidaktin Aufgaben, die nicht in der Richtung ihres Könnens lagen. Jahrelang malte Ida Teichmann Bildnisse und Innenräume, ohne es, trotz aller Achtbarkeit der Arbeit, zu einer durchschlagenden Leistung zu bringen, weil ihr Talent ganz und gar nicht auf Farbe gestellt ist, sondern völlig im Zeichnerischen liegt. Erst als sie, verhältnismäßig spät, zu dieser Erkenntnis kam, die Palette beiseite legte und zu Stift und Radiermesser griff, stellte sich zugleich mit der inneren Befriedigung der äußere Erfolg ein. Geheimrat Lehrs, der Direktor des Dresdener Kupferstichkabinetts, war es, der die Künstlerin 1912 sozusagen entdeckte und eine Reihe Bilder von ihr auf der damaligen großen Dresdener Kunstausstellung zur Schau brachte. Das war der erste Schritt auf neuen Bahnen, seitdem ging es flott vorwärts. Die Graphischen Kabinette in München, Mainz, Breslau usw. erwarben die Werke der Künstlerin, und von den bekannten Sammlern brachte besonders Max Kirdorf in Aachen viele Zeichnungen und Steindrucke in seinen Besitz.

Ida Teichmanns künstlerische Eigenart liegt in der seelisch vertieften Darstellung von Kindern und jungen Mädchen und in der eigentümlichen Formensprache, die sie sich hierfür schuf. Sie hat sich damit vor schwere Aufgaben gestellt. Denn wenn auch der Laie zur Annahme neigt, daß es viel leichter sei, unentwickelte Körper darzustellen als fertig ausgebildete, so verhält es sich in Wirklichkeit doch anders. Schon die natürliche Unruhe des kindlichen Modells erschwert die Arbeit. Stellt schon der Körper des kleinen Kindes den Maler vor Probleme, die er nur in besonders glücklichen Stunden zu lösen vermag, so ist das noch mehr der Fall bei größeren, im ersten Erblühen begriffenen Kindern von etwa 12 bis 15 Jahren. Wir finden auf dieser Altersstufe meistenteils eckige Formen und in Haltung und Bewegung jene Unbeherrschtheit, die für die Zeit der beginnenden Reife so charakteristisch ist. Es ist kein Zufall, daß die Künstler diesem schwierigen Alter am liebsten ganz aus dem Wege gehen oder, wie etwa Botticelli und seine Nachfolger es taten, aus den noch halb kindlichen jungen Mädchen in weitgehender Idealisierung wahre Engel machen. Dieses Bestreben, die Natur zu verbessern, verführt bei der Darstellung von Kindern und Halberwachsenen meistens zu einer Süßlichkeit.

Frau J. Teichmann findet den Mut, ihre Modelle so zu zeichnen, wie sie in Wirklichkeit sind, mit allen scheinbaren Mängeln und Schönheitsfehlern. Sie ist Realistin, Idealistin und Symbolikerin zugleich, denn wenn auch ihre Akte oft bis zur Herbheit realistisch durchgeführt sind, so erzielt sie doch dadurch, daß sie in Haltung und Gebärden bestimmte Gefühle zum sinnbildlichen Ausdruck gelangen läßt, einen außerordentlichen Stimmungswert ihrer Zeichnungen. Man sehe sich unsere Bilder einmal daraufhin an. Da ist „Das Lied“, eine Gruppe von fünf kleinen Mädchen in freier Landschaft. Welche Innigkeit in den Gesichtern, welche seelenvolle Hingabe an den Sang, der nicht den Lippen allein, sondern dem Herzen entströmt. Der ruhige Linienfluß der lässig hingesunkenen jungen Menschenkörper steht im vollen Einklang zum Thema: wir glauben ein Volkslied voll Sehnsucht und linder Trauer zu hören. Das sind keine Idealgestalten, keine Elfen und keine Engel, sondern Mädchen mit echt deutschen Durchschnittsgesichtern, verträumt und verschlossen, weder häßlich noch schön, und dennoch wiederum schön, weil reine Jugend ewig zum Schönsten gehört. „Frühlingsblüten“ zeigt zwei größere Mädchen, die ein drittes, das mit weit geöffneten Augen ins Blaue träumt, mit Blumen schmücken. Das Bild ist in Zeichnung und Komposition gleichermaßen vortrefflich, es ist lieblich, ohne süßlich zu sein. Wie keusch ist diese Hüllenlosigkeit, die nur in kleinlichen Seelen Bedenken erregen könnte, dieser Zauber der zarten Menschenblume, die unbewußt nur in Ahnungen lebt. Man beachte auch die fein berechnete Sparsamkeit im Dekorativen. Beim „Lied“ ist der Landschaftsrahmen nur mit einigen wenigen Strichen, und dennoch erschöpfend, angedeutet, und bei „Frühlingsblüten“ ragen nur ein paar noch des Knospenschmuckes harrende Zweige ins Bild hinein. In „Traum“ sehn wir eine Gruppe schlummernder Kinder, in „Andacht“ vier junge Mädchen mit scheuem Staunen und zärtlicher Teilnahme dem Wunder der Mutterschaft gegenüber. Auf diesem Bilde kommt der rhythmisch bewegte Stil J. Teichmanns besonders deutlich zum Ausdruck. Das Zeitliche und Vergängliche wird hier auf gewisse zeitlose Ewigkeitsformeln gebracht.

Da es in der Kunst, wie auf allen Gebieten menschlicher Betätigung, etwas völlig Neues, Beispielloses nicht gibt, lassen sich auch bei Ida Teichmann Zusammenhänge mit vorangegangenen Stufen der Stilentwicklung nachweisen. Sie steht, wenn auch wahrscheinlich ganz absichtslos, den „Nazarenern“ nahe, jener deutschen Malergruppe, die man wegen der puritanischen Einfachheit ihrer Linienführung spöttisch so nannte und deren Hauptvertreter Overbeck, Philipp Veit, E. v. Steinle u. a. waren. Die Nazarener sowie die ähnliche Ziele verfolgenden englischen Präraffaeliten knüpften an die primitive Schlichtheit der Italiener des 14. und 15. Jahrhunderts an. Ferner darf man wohl auch an das Verwandte in der Teichmannschen Kunst mit jenen Bestrebungen erinnern, die in den Körpererziehungsanstalten von Hellerau und in anderen Orten auf eine Veredelung der jungen Körper durch rhythmische Bewegung hinzielen. Frau Teichmanns Kunst ist in diesem Sinne tendenziös, aber das ist eine Tendenz, die man sich wohl gefallen lassen darf, erstrebt sie doch etwas in hohem Maße Wünschenswertes: harmonische Bildung, die naturgemäß beim Körperlichen beginnt.

Zum Schluß noch ein Wort über die Technik der Teichmannschen Blätter, die sämtlich Steindrucke sind. Von den Originalen unserer den Text begleitenden Bilder wurde nur das eine, „Andacht“, auf Papier gezeichnet und dann vom Papier durch Umdruck auf den Stein übertragen, mit dem man die Bilder druckt. Die anderen drei Bilder sind Originallithographien. Sie entstanden in der Art, daß die Künstlerin unmittelbar, genau wie auf Papier, auf den lithographischen Stein zeichnete und die Zeichnung mit geschliffenen spitzen Federmessern radierte und schattierte. Die Abzüge wurden mit einer Handpresse auf



Andacht. Nach einer Zeichnung von Ida Teichmann.

echtem Chinapapier hergestellt, einem in China seit ältesten Zeiten erzeugten dünnen, aber sehr zähen Papier aus Seidenhadern, das infolge seines feinen Aufbaus alle Zartheiten des Steindruckes getreu wiedergibt. Es wird von solchen Künstlerdrucken immer nur eine sehr begrenzte Anzahl von Abzügen, oft nicht mehr als ein Dutzend, hergestellt, so daß sie außer dem Kunstwert auch einen namhaften Seltenheitswert besitzen. Selbstverständlich haben Originallithographien, die von Anfang bis Ende ganz allein aus der Hand des Künstlers hervorgegangen sind, wegen ihrer Unmittelbarkeit einen ungleich höheren Wert als Steindrucke, zu denen der Künstler nur die Zeichnung lieferte und deren Übertragung auf den Stein von fremder Hand besorgt wird. Übrigens können unsere Bilder trotz der Sorgfalt des Reproduktionsverfahrens unmöglich einen restlos vollkommenen Eindruck von den Originalen übermitteln, denn es gehen bei der Reproduktion, ganz abgesehen von der starken Verkleinerung, doch viele Feinheiten des Originals, vor allem die hauchzarten Striche und Schatten, verloren.

Auerhahnbalz.

Von Egon Freiherr v. Kapherr-Biesenthal.

(Zu der nebenstehenden Kunstbeilage, die infolge eines Druckfehlers auf einem Teil der Auflage die Unterschrift Birkhahnbalz trägt.)

In der Senke, wo der kleine, vermooste Waldbach eben aufgetaucht ist und zwischen den grünbewachsenen Steinen leise murmelt, blühen die ersten weißen Anemonen, und am Hange, zwischen fauligem Herbstlaub und zerknickten, welken Farnen, recken die blauen Leberblümchen schüchtern ihre Köpfchen empor. Es riecht nach Fäulnis und frischer Erde, nach Mulm und Moder, und warmer Brodem quillt hervor, wo die Sonne am Schlagesrande das Erdreich weichte. Nur die Nordseite der Schlucht zeigt noch vereisten, lehmigen Schnee — grauweiße, gelbgeäderte Fladen mit groben Kristallen. Das ist der letzte Rest, den der Winter zurückließ. — Drüben, in der Heide, wo die arme Kiefer und das trockne Kraut, ist schon das Leben rege: große Käfer rennen geschäftig über den sonnenwarmen Sand — ja ein Falter schwebt und flattert verschlafen um die grauvioletten Heidkräuter und ein großer, dicker Dungkäfer brummt am Feldrande. Wärme strahlt der durchsonnte Sand der Heide, Wärme strahlt das Gestein. Im Laubholz und auf den Halden weht's noch kühl. Aber auch hier gibt's schon Leben: die Weindrossel ist zurückgekehrt und flötet in den Buchensträuchern, deren rotes und braunes Altlaub noch an den Zweigen wispert und raschelt. Ein paar Ziemer schwirren in den kahlen Zweigen der Saatbuchen, die des Försters Beil hier am Berghange stehen ließ, und zwitschern mit den kleinen Meisen um die Wette, die an den Stubben hin und her springen und auf und ab rutschen, um aus Moos und Borke ein Würmlein zu picken. Ein paar Dompfaffen protzen mit ihren grellroten Brüsten vor ihren grauen Weibchen und lassen sich von den Strahlen der sinkenden Sonne bescheinen. „Tüd, tüd ..." Wie leises Kreischen ungeschmierten Wagenrades klingt's. Im Blau pfeift der Bussard und schwebt seine ruhigen Kreise, am Bach hat sich die Amsel wieder eingefunden und flötet ihr Abendlied, und die Singdrossel lockt im Tannenhorst.

Als die Sonne sank, als die schneeigen Berggipfel bluteten und in Gold strahlten, als die Wölkchen am Westhimmel in Violett und Rot glühten, zog der alte Bergrabe seinem Schlafbaum zu. Er rief seinen rauhen Gruß über die Vorberge, über Tal und Tann und spielte frohgemut im Fluge, zog die Flügel zusammen, ließ sich fallen, schwebte wieder auf und warf sich herum. Denn auch ihm saß die Zeit des neuen Werdens im Blut, trotz seiner vielen Jahre. Plötzlich aber steht er still im Gleiten, wirft sich hoch, steigt in schnellem Schwingenschlage: denn unten, an der Berglehne, geht der Mensch. „Rock, krock, krock, krock!" Halb ängstlich, halb böse klingt der Rabenruf ...

Da zetert auch schon die Drossel im Busch. Die Meisen schwirren ängstlich auf. Und der Jäger bleibt hochatmend am Rande der Blänke stehen. Er wischt sich den Schweiß aus der Stirn, läßt sich nieder auf moosbewachsenem Stumpf und wartet.

Tief im Tal braut der Nebel auf. Das Glühen im Westen ist blassem Gold gewichen, die Firnen schimmern in mattem Blau, und über der Halde liegt feiner Dunst, ein würziger Hauch, feucht und kühl.

Ein Schatten gaukelt durchs Geäst der Buchen — ein feines Pfeifen, weiches Quarren tönt: die Schnepfe zieht durchs Holz. Fern, drüben in der Heide, schreckt ein Reh, im Tal ruft die verliebte Eule ...

Tiefer sinkt das Licht, und die Nacht steigt auf, schleicht zu Berge, tastet an den Buchen, an den Tannen empor ...

Vom Berge tönt das Fauchen und Rodeln des Spielhahns in rhythmischem Takt und das Knarren des Schneehahns wie höllisches Lachen und heiseres Gebelfer.

Da rauscht es, schwingt sich's in aufstrebendem Bogen — ein großes Schattengebild. Es prasselt in den Zweigen. Und dann erschallt ein Ruf, rauh, trotzig und wild — ein Urweltston, rülpsend und hart ...

Gespannt lauscht der Jäger. Und wieder rauscht es, es prasselt und burrt in der Buche am Hau — und wieder worgt der rauhe Ton über die Blänke: Röck — eö, öä — erökäö ... tack ...

Dann ist's still. Nur der Eulenruf da unten, das leise Grohnen einer späten Schnepfe — weit her ...

Und wieder: Öäköö, öä — erökäö ... Und sacht, leise, ganz heimlich klingt's vom Standbaum — der Sang des Urhahns spielt sich ein: Töpp, töpp, töpp — töpp, töpp — töpptöpp, töpp. — Wieder Stille. Der Nachtwind flüstert in den Jungbuchen. — Töppe, töppe, töppe — töptütütütüpö, pock, ktschkschksch — ktschkschtsch, ktschkschksch — ktschkschksch ... leises Klippen, leises Knappen — dann wirbelnder Triller, lauter Hauptschlag, als zöge man einen Korken von voller Flasche. Und dann ein zischelndes Wetzen, im Takt. Und wieder ist's still. Über dem Tal klingt der Ton ziehender Wandervögel.

Der Jäger aber steigt hinab. Unten, in der Hütte wird er warten — wenige Stunden unruhigen Schlafes — bis der erste Frühdämmer über den Bergen winkt.

Im Kamin prasselt das Feuer, malt rote Lichter an die Balkenwände. Der Kessel dampft, wohlige Wärme ist in der Hütte. Unruhig schlürft der Jäger den heißen Trank, unruhig wandert er umher, zur Tür — lauscht hinaus ins Dunkel. Am Himmel stehen die Sterne, der Wind säuselt in den Lärchen und Tannen. Nacht ...

Als der erste Frühschein im Osten winkt, ist der Jäger wieder am Hau, an der Blänke. Noch dämmert's kaum, noch schweigt der Wald. Den Jäger fröstelt — kühl ist die heimliche Frühe.

Birkhahnbalz. Nach einem Aquarell von **Eduard Heller.**





Da — töpp — töpp — töpp ... Der Hahn spielt sich ein. — Klippen und Wirbel — Hauptschlag und Wetzer — Pause. Dann wieder Klippen und — Stille. Ein vorsichtiger, alter Bursche, der Hahn — hier heißt's genau sein.... Beim nächsten Wetzer macht der Jäger zwei Schritte. Dann wartet er ein Lied, springt beim nächsten Hauptschlag an — zwei lange Schritte. Dann wieder ein Lied, wieder ein paar Sprünge, langsam, vorsichtig weiter. Lange verschweigt der Hahn, ehe er sich voll einspielt. Als aber drüben der Birkhahn faucht und rodelt, zischt und kollert, als der erste Rotstrahl hinter den Firnen aufflammt, klingt Spiel auf Spiel. Denn unter dem Stamm, im Dürrgras, im Kraut, huschen graue Schatten. Und leise tönt's zärtlich hinauf zum Sänger — ein sanftes, tiefes Gocken, der Hennen Ruf. Eiliger singt der Sänger. Er tritt auf seinem Aste hin und her, entfaltet das breite Spiel, der Hals senkt und hebt sich, die Kehlfedern sind gesträubt. Und kaum läßt er sich Zeit zum Klippen — Triller und Wetzer eilen. In vorsichtigen Sprüngen ist der Jäger heran. Dreißig Gänge sind's bis zum Hahn. Der aber steht im roten Morgenlicht und singt und singt ...

Da rollt der Schuß in die Stille der heiligen Frühe — dröhnend schallt's von den Bergen zurück. Schwer fällt's ins Gras — ein leichtes Blättern noch — ein Rascheln von schlagender Schwinge im Laub — dann ist's still. Andächtig bewundert der Schütze die schillernde Beute — fast traurig ist's ihm ums Herz ...

Hoch aber im Frührot ruft der alte Bergrabe dem ersten Morgenstrahl seinen rauhen Gruß.

Die Erschließung neuer Fettquellen.

Von Dr. Alfred Gradenwitz. (Hierzu drei Abbildungen.)

Leichter, als wir es zu hoffen wagten, haben wir uns im Laufe des Krieges an die veränderte Ernährung gewöhnt. Das gröbere Kriegsbrot wird im allgemeinen ebenso gut verdaut wie das in Friedenszeiten übliche feinere, und auch das Überwiegen pflanzlicher gegenüber tierischer Kost bringt der Gesundheit keinerlei Nachteil. Nur ein Nährstoff, das Fett, das durch verschiedene Umstände — Verminderung des Viehbestandes, Mangel an Kraftfutter, Fehlen ausländischer Öle usw. — knapp geworden ist, läßt sich durch keinen anderen ersetzen, und wenn sich auch viele Menschen nach dem einstimmigen Urteil der Ärzte bei fettarmer Kost besser befinden als früher bei der an Fett oft überreichen, ist es doch von größter Wichtigkeit, dem Körper wenigstens ein gewisses Mindestmaß an Fett zuzuführen, und dies gilt in ganz besonderem Maße von schwächlichen und alten Leuten, Kranken und Genesenden. Hierzu kommt, daß auch für technische Zwecke, vor allem für die Seifen- und die Linoleumindustrie, große Mengen Fett erforderlich sind.

Bei der ständigen Abnahme der heimischen Tierfette mußte man darauf bedacht sein, die Eigenproduktion in anderer Weise zu steigern. Dies geschah in erster Linie durch einen erhöhten Anbau der heimischen Ölfrüchte, wie Raps, Rübsen, Lein usw., weiterhin aber — in nicht



Der Hauptsaal des Laboratoriums des deutschen Kriegsausschusses für Oele und Fette.


Im Laboratorium des Kriegsausschusses für Oele und Fette: Verdampf- und Trockenapparate für Massenarbeiten an Fettlösungen in Aether. Rechts Extraktionsbatterie für Mais- und Getreidekeime.

minder großem Umfang — durch die Erschließung neuer Fettquellen.

Der beim Kriegsausschuß für Öle und Fette gebildete Wissenschaftliche Ausschuß beschäftigt sich vor allem mit dieser Frage. In zahlreichen Unterkommissionen werden die verschiedenen Gebiete getrennt behandelt und neue Fettquellen einerseits für technische Zwecke, andererseits für die Ernährung gesucht und gefunden. Die Namen von Engler, Fischer, Rubner, Zuntz und anderen Gelehrten, die sich von Anfang an mit ihrer Wissenschaft dem Kriegsausschuß zur Verfügung gestellt haben, bürgen dafür, daß auf diesen Gebieten alles geschehen ist, was nur irgend als möglich erachtet werden konnte.

Die Fülle des ständig einlaufenden Untersuchungsmaterials, die Notwendigkeit genauester analytischer Untersuchungen machte bald die Errichtung eines eignen Laboratoriums zur Notwendigkeit. Dieses unter Leitung von Herrn Dr. Stiepel stehende Laboratorium fand zunächst in den Räumen der Berliner Universität gastliche Unterkunft, wurde aber später nach dem Geschäftshaus des Kriegsausschusses, Ecke Schadowstraße und Linden, verlegt. Dort, wo früher das Aquarium untergebracht war, in denselben Räumen, in denen einstmals Fische, Amphibien, Mollusken und andere Wassertiere ein beschauliches Dasein führten, ist nunmehr Dr. Stiepel im Kreise zahlreicher Kollegen und männlicher und weiblicher Helferinnen damit beschäftigt, neben den laufenden Fettuntersuchungen alle neuen Anregungen über Fettgewinnung aus Pflanzenstoffen mit den Mitteln der chemischen Wissenschaft eingehend zu prüfen. Erst nach genauer Feststellung der Ölausbeute und eingehender Untersuchung des erzielten Produktes ist es möglich, über die Rentabilität des jeweils in Betracht kommenden Verfahrens und die Verwendbarkeit des Öls in der Nahrungsmittel- oder technischen Industrie Aufschluß zu gewinnen. Die Arbeiten erstrecken sich jedoch auch darauf, wie aus den Früchten sogenannter giftiger Pflanzen die Giftstoffe entfernt werden können, um das Öl für die menschliche Ernährung und den verbleibenden Ölkuchen für die Viehfütterung nutzbar zu machen.

Schon in den ersten Kriegsmonaten wurde die Bedeutung der Ölgewinnung aus Obstkernen allgemein gewürdigt und durch öffentliche Aufrufe, Sammlungen in den Schulen usw. zu großzügiger Durchführung des Verfahrens angeregt. Dem Laboratorium fiel hierbei die Aufgabe zu, ständig die erzeugten Öle zu untersuchen, um bei der Neuheit des Verfahrens Fehler zu vermeiden.


Destillierraum mit Abzug für giftige und übelriechende Gase im Laboratorium des Kriegsausschusses für Oele und Fette.

Da bei der Ölgewinnung aus Obstkernen die harte äußere Schale von dem ölhaltigen eigentlichen Kern getrennt wird, erscheint das Verfahren auch in hygienischer Hinsicht und in bezug auf seine Reinlichkeit einwandfrei. In ähnlicher Weise gewinnt man auch aus Nüssen Speiseöl, und neuerdings ist es sogar gelungen, der Roßkastanie durch geeignete Behandlung ihren bitteren Geschmack zu nehmen und ihren Ölinhalt zu einem wohlschmeckenden Speiseöl zu verarbeiten.

Große Bedeutung hat ferner die Herstellung von Fett aus Knochen angenommen: Während Speisefette früher lediglich aus frischen Knochen — durch Behandlung mit Heißdampf — gewonnen werden konnten, ist nunmehr durch die Arbeiten der chemischen Wissenschaft festgestellt, daß sich auch aus getrock-

neten Knochen einwandfreie Fette erzielen lassen, wenn anstatt des Heißdampfverfahrens die Extraktion mit Benzin angewandt und das Erzeugnis nachträglich raffiniert wird. Sogar Abfall- und Kadaverfette, die früher lediglich als geringwertige Schmiermittel Verwendung fanden, werden nunmehr durch geeignete chemische Behandlung für mancherlei andere Zwecke brauchbar gemacht, während die früher hierfür verwandten hochwertigen Öle für Ernährungszwecke frei werden.

Besondere Beachtung verdient ferner die Entkeimung von Mais und Getreide, die seit etwa einem Jahre in immer größerem Umfange durchgeführt wird. Das Getreidekorn enthält bekanntlich einen kleinen Keim, der seiner Zusammensetzung nach dem Hühnerei ähnlich ist und die wichtigsten Nährstoffe für die junge Pflanze enthält.

Besonders wichtig ist dabei, daß der Nährwert des Getreides durch die Entfernung des Keimes, der ja nur einen verschwindenden Teil des Korngewichtes ausmacht, keineswegs nennenswert verringert wird. Das Mehl wird vielmehr durch die Beseitigung der Fettsäuren verbessert und kann nicht mehr ranzig, bitter und muffig werden — ein Umstand, der beim Mais von ganz besonderer Wichtigkeit ist.

Den größten Fettgehalt besitzt der Mais; aus ihm werden 2 Prozent Öl hergestellt, so daß ein Waggon Mais, ohne irgendwelche Beeinträchtigung der Ausbeute an Mehl, Grieß, Schrot und Kleie, etwa 5 Zentner Margarine liefert.

Freilich war das erzielte Öl zunächst nicht von bester Beschaffenheit, und der hohe Fettgehalt verbot eine Verwendung in der Margarine-Industrie. Aber auch hier gelang es den Bemühungen der Chemiker, Abhilfe zu schaffen: auf Grund eingehender Laboratoriumsversuche konnten besondere Behandlungsvorschriften für die Getreidekeime erlassen werden, die nunmehr ein einwandfreies Ergebnis gewährleisten.

Daß die Arbeiten des Laboratoriums sich auch auf Zerlegung und Wiederaufbau auf synthetische Zusammenstellung von Fetten erstrecken, bedarf wohl kaum der Erwähnung.

Bei der außerordentlichen Verantwortung, die der Kriegsausschuß mit der Zuteilung von Ölen und Fetten an die Bevölkerung hinsichtlich der Güte der Rohstoffe übernehmen muß, versteht es sich von selbst, daß die Fertigerzeugnisse im Laboratorium einer genauen Nachprüfung unterzogen werden; insbesondere die an die Bevölkerung zur Verteilung gelangende Margarine wird ständig geprüft, ob sie den Vorschriften des Nahrungsmittelgesetzes entspricht und ob die in ihr verarbeiteten Rohstoffe eine nach Geschmack und Haltbarkeit gute Ware verbürgen.

Im Zusammenhang damit stand, bis zur Gründung des Seifensyndikats, die ständige Seifenprüfungsabteilung. Bekanntlich hat die Fettnot dazu gezwungen, nunmehr Seife mit einem Fettgehalt von 20 Prozent herzustellen, während im Frieden der Fettgehalt der Seife zwischen 60 und 80 Prozent schwankte. Die sogenannte K. A.-Seife muß ständig daraufhin untersucht werden, ob der zu ihrer Herstellung verwandte Prozentsatz nicht etwa, um ihr beim Publikum bessere Aufnahme zu sichern, den vorgeschriebenen überschreitet, und ebenso muß festgestellt werden, ob nicht der eine oder andere Fabrikant aus Sparsamkeitsgründen noch fettärmere Seife liefert. Der gleichen Untersuchung unterliegen übrigens die gesamten in den Handel kommenden sogenannten fettlosen Waschmittel. Bei diesen erstreckt die Prüfung sich auch darauf, ob sie nicht den Körper oder die Wäsche schädigende Rohstoffe enthalten, und schließlich darauf, ob der für das Erzeugnis geforderte Preis zu den Herstellungskosten in einem wirtschaftlichen Verhältnis steht. Auch hier ist die Kontrolle so streng, daß ohne vorherige Prüfung und Genehmigung fettlose Waschmittel nicht mehr in den Handel gebracht werden können.

Dem Laboratorium ist ein technisches Laboratorium angegliedert, in dem besondere Untersuchungen an Rohstoffen vorgenommen werden, die, wie Harz, Schellack, Kasein usw., dem Wirtschaftsgebiet des Kriegsausschusses unterstellt sind.

Der am Fenster.

Am Fenster, im schönsten Sonnenschein liegt er und...
fühlt es nicht.
Steinern starrt sein Gesicht,
Stein ist sein Mund.
Und die stumpfen, glasstarren Augen sind
wie blind.

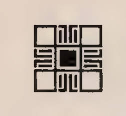
Auf deine Fragen antwortet er kein Wort,
Sieht dir nur immerfort
in die Augen, stier
wie ein Tier.

So liegt er den langen Tag. — Doch in der Nacht,
wenn alles schläft... und draußen der Sturm
teufelstoll im nahen Forste lacht und kracht;
wenn unter seinen Fäusten aufbrüllend die Bäume
splittern,
daß selbst die fernen Sterne vor Furcht erzittern
und ihre Augen wie unter Tränen flimmern,
dann hörst du ihn wimmern,
dann krümmt er sich wie ein Wurm,
dem einer die Eingeweide aus dem Leibe getreten...
Und manchmal klingt es wie brünstiges Beten
vor dem Sturm im vordersten Schützengraben,
wenn alle ihr Testament geschrieben haben.

Oft aber tönt, herzerschütternd, ein schriller Wahnsinns-
schrei!
Dann fahren die in den andern Betten empor
und fragen entsetzt, was das gewesen sei...
drehen sich, wie auf Kommando, nach dem am Fenster um
und werden stumm...
Und ist nicht einer, dem nicht vor Grauen sein Mark erfror.

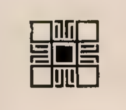
So geht es fast jede Nacht. Kommt dann das Morgenrot,
Dann liegt der am Fenster starr und stumm, wie tot.

Fritz Kudnig.



Kriegspsychologie.

Neue Beiträge von Prof. Dr. Max Dessoir. (Schluß.)



3. Vom Vorgesetzten.

Je kleiner die Gruppe ist, desto besser entwickelt sich der einzelne. Während bei der Infanterie die Masse in gewissen Beziehungen auf den einzelnen drückt, wird bei den Maschinengewehr-Abteilungen aus wenigen Menschen eine unzerreißbare Kampfeinheit. Die geringe Zahl wirkt günstig auf das Verhältnis der Kameraden zueinander und zum Vorgesetzten. In einem solchen Kreise erziehen und verbessern sich die Leute gegenseitig; starke und gute Eigenschaften, die im Manne schlummerten, werden geweckt. Zu den guten männlichen Eigenschaften rechne ich vor allen Dingen die Fähigkeit bewußter Unterordnung; sie entfaltet sich am schnellsten und sichersten innerhalb eines kämpfenden Heeres, weil hier jedem die Unentbehrlichkeit einleuchtet. Schon der Selbsterhaltungstrieb fördert den Gehorsam. Die in der Heimat unterrichtenden Vorgesetzten klagen oft über „die feinen Herren, die nicht schaufeln wollen"; aber wenn die Kugeln pfeifen, wird der Befehl, sich ein Erdloch zur Deckung zu graben, auch von den „feinen Herren" schleunigst befolgt. Der Soldat merkt bald, daß Handeln auf eigene Faust ihn in größere Gefahr bringt, als wenn er gehorcht. Trotzdem ist blinder Gehorsam selten: es wird draußen doch alles mit einem gewissen Selbstbewußtsein getan. Hiermit soll nicht gesagt sein, daß in jedem Fall eine Einsicht in die Zweckmäßigkeit des Angeordneten besteht oder auch nur erstrebt wird (während Zivilbefehle erst dann ausgeführt werden, wenn ihre Notwendigkeit mindestens einer Anzahl von Volksgenossen einleuchtet), sondern es soll hervorgehoben werden, daß ein Gefühl freiwilliger Unterordnung und das Vertrauen in den Vorgesetzten bei guten Truppen immer die Grundlage bilden.

Jeder Befehl ist recht; selbst ein falscher ist nicht halb so schlimm wie die Führerlosigkeit. Nachher wird doch der richtige wie der unrichtige Befehl kritisiert. Man braucht sich darüber nicht zu wundern. Das Schimpfen — denn die Sprache des Frontsoldaten quillt über von Saft und Kraft — ist ja vielfach das einzige Vergnügen, das der „Kriegswurzn" hat. Aber merkwürdig: liegt wirklich ein ernster Grund zur Unzufriedenheit vor, dann werden die Leute stiller. Über tüchtige, menschliche, gerechte Vorgesetzte spotten und schelten sie trotz aller Liebe; fragt man sie nach den anderen oder nach groben Fehlern in irgendwelchen Maßnahmen, so verstummen sie. Ihr ursprünglichster und zugleich dringlichster Anspruch an den Vorgesetzten ist, daß er die Verpflegung regle. Ausreichendes Essen bedeutet ja einer Kampftruppe weit mehr noch als uns im Hinterlande. „Ein hungriger Soldat", so schreibt mir ein ehemaliger Hörer, „ist das Traurigste, was es gibt. Denn er hat ja nichts anderes! Was ist ein hungernder Student dagegen? Ein Großgrundbesitzer!"

Der Vorgesetzte sorgt nach Möglichkeit wie für die Ernährung so für die Gesundheit der mit ihm lebenden Leute. Mitten im Kampf kann er wenig tun, hinterher braucht er selten einzugreifen. Kommt der Truppenteil in Ruhestellung, so reinigt fast jeder den Körper und die ganze Wäsche und säubert die Sachen; wer es nicht tut, dem wird sein Verhalten klargemacht. Einmal traf ich auf Artilleristen, die mir durch ihr gut gehaltenes Haar auffielen. Als ich eine Bemerkung aussprach, sagte mir einer von ihnen mit fröhlichem Lachen: „Bei uns gilt das Wort: Ohne Scheitel kann der Krieg nicht gewonnen werden." — Schwieriger als die Körperpflege ist die Geistespflege bei den Feldgrauen. Die Heimgebliebenen sollten sich hier vor übertriebenen Vorstellungen hüten und dem „Faust" oder „Zarathustra" im Tornister mißtrauen. Selbst während langer Ruhezeiten fehlt den meisten die Lust zu höherer geistiger Tätigkeit. Der Vorgesetzte hat es daher nicht leicht, die in erzwungener Eintönigkeit auftretenden Stimmungen zu überwinden. An der Ostfront leben Monate hindurch die Angehörigen kleinerer Verbände in ihren Blockhütten wie in mönchischer Klausur, auf den großen Schlachtschiffen sind tausend Menschen beisammen und warten — warten seit drei Jahren. Es ist eine der kaum bemerkten, aber bewundernswerten Leistungen unseres Offizierkorps (bei der Armee und bei der Marine), daß es die Geister frisch zu halten und wenigstens vor erheblichen Schädigungen zu bewahren verstanden hat; wenn hier und da Ungeduld, Reizbarkeit, Empfindlichkeit sich geltend machen, so ist das natürlich nicht zu vermeiden. Viel geschieht durch die Vorgesetzten, um das Sinken des geistigen Pegels aufzuhalten, viel auch durch die Feldgeistlichen, die ja die intellektuellen Vertrauensmänner der Soldaten sein können. Der eigentlich religiöse Sinn zeigt sich in verschiedener Stärke entwickelt. Manche, die ich im Westen gesprochen habe, wollten nichts mehr vom Christentum und vom Pfarrer wissen; für andere trifft zu, was mir einer mit kennzeichnendem Ausdruck versicherte, nämlich: daß sie nach den Erfahrungen des Krieges nicht mehr „ruppige Atheisten" sind. Ein Aufrechnen beider Mengen gegeneinander verbietet sich von selbst. Immerhin möchte ich erzählen, daß ich mehrfach inmitten der Verwüstung die Stätte der Predigt liebevoll ausgeschmückt fand und die Kampftruppen umgeschnallt und mit Helm zum Gottesdienst antreten sah, obwohl wegen der Ermattung der Leute kein solcher Befehl ergangen war.

Der Frontsoldat legt Wert darauf, in religiösen Fragen wie überhaupt in „außerdienstlichen Angelegenheiten" sich frei zu fühlen und vom Vorgesetzten nicht beeinflußt zu werden. Am empfindlichsten sind die Mannschaften und Unteroffiziere, die aus den Kreisen der Unterbeamten, Handlungsreisenden, Vorarbeiter stammen. Angehörige dieser Schichten sind jetzt viel gebildeter und einsichtiger als noch vor zehn Jahren. Ihr Selbstgefühl ist angewachsen, hat sich aber noch nicht zu einer bestimmten Weltanschauung und Lebenshaltung verfestigt. Daher leisten sie mehr, als man erwarten durfte, neigen jedoch andererseits zu absprechenden Urteilen. Was sie ans Heer fesselt, ist der starke technische Einschlag in den militärischen Einrichtungen, der fortschrittliche, mit Wissenschaft und Erfindungsgeist zusammenhängende Zug, den wir alle an der Armee bewundern.

Der aktive Offizier hat seinen Lebensstil auch während des Krieges bewahrt. Infolge der bildenden Kraft, die im Offizierkorps lebt und von der die Herren des Beurlaubtenstandes mehr ergriffen werden, als daß sie an ihrer Fortleitung tätigen Anteil haben, ist der einzelne zum Befehlen wie zum Gehorchen gleichmäßig befähigt. Mit Recht sagt Erich Everth („Das innere Deutschland nach dem Kriege", Jena 1916, S. 92), „daß es überhaupt kaum einen vorzüglicheren Typus gibt, wohlgemerkt als



Die Trümmer der Kirche zu Dontrien an der Suippes in der Champagne. Phot. Alb. Ende.

Typus. Denn abgesehen davon, daß auf anderen Lebensgebieten der Berufstypus eigentlich immer mehr verwischt wird, daß es z. B. den alten Gelehrtentyp, der einst im deutschen Leben eine führende Rolle spielte, nur noch in einzelnen Vertretern gibt, abgesehen also davon, daß der Typ des Offiziers besonders ausgeprägt erscheint, ist er auch besonders wertvoll und zeigt eine bemerkenswerte Vereinigung verschiedener und für gewöhnlich nicht so gleichmäßig entwickelter Seiten des Lebens". Schon allein die relative Unabhängigkeit vom Gelde, der Umstand, daß Geldbesitz weder das Ziel noch den entscheidenden Maßstab bedeutet, ist ein Vorzug, auch nach dem Urteil der Mannschaft; die gesellschaftliche Wertschätzung des Offiziers wirkt günstig auf die Haltung ein, die der Untergebene innerlich zu den Befehlen einnimmt. Uns Fernerstehende erfreut am meisten die Vielfältigkeit der persönlichen Werte. Offenbar läßt strenge Charakterzucht noch Spielraum übrig für die Entfaltung verschiedener Begabungen und individueller Eigentümlichkeiten. Die Offiziere kommen jetzt jung in wichtige Stellungen und haben eine erstaunlich weitgehende Selbständigkeit der Entschließung, die natürlich mit einer ebenso beträchtlichen Verantwortlichkeit gepaart ist. Ihres Wertes sich bewußt, aber durch das Zusammensein mit Vorgesetzten und Kameraden vor Dünkel behütet, erlangen sie nicht selten ein beneidenswertes Gleichgewicht des inneren Wesens. Bei Artilleristen, Pionieren usf. findet man besonders entwickelt jene Geradlinigkeit des Denkens, die im Umgang mit Maschinen sicherer erworben wird als im Verkehr mit Menschen, bei den Offizieren der Flotte die aus den Reisen stammende Erfahrungsweite und Empfänglichkeit sowie eine Herzhaftigkeit des Gefühlslebens, die sich aus der ständigen Verbindung mit der Natur herleitet.

4. Von der Heimat.

In den „Kriegspsychologischen Betrachtungen" habe ich ausgeführt, daß das kämpfende Heer, von der Heimat abgelöst, eine Gruppe besonderen Gefüges bilde. Hiergegen sind Einwendungen erhoben worden. Nicht ohne Grund. Denn gewiß sollten die — auch damals nicht geleugneten — Beziehungen zum Hinterland gleichfalls beachtet werden.

Die Feldpost verbindet den Soldaten mit seiner Familie. Aber Briefe, an sich schon ein dürftiger Ersatz für mündlichen Verkehr, können in diesem Fall wenig leisten. Selbst einfache Leute sind davon durchdrungen, daß es unrecht wäre, mit eingehenden Schilderungen ihrer Erlebnisse den Angehörigen das Herz zu beschweren, die Gebildeten kennen außerdem die Schwierigkeit einer zutreffenden Beschreibung außerordentlicher Vorgänge, und daher beschränken sich die meisten in ihren Mitteilungen. Möchten doch die Heimgebliebenen es ebenso machen oder wenigstens ihre Klagen zurückhalten! Sie wissen wohl nicht, wie stark solche Briefe im Felde wirken, wie sie manchem armen Kerl die ganze Verlassenheit und Fragwürdigkeit seines Daseins erst zum Bewußtsein bringen. Sonst führt er ja in den Zeiten, wo er sich überhaupt mit Briefwechsel beschäftigen kann, ein ganz leidliches Leben. Er hat so viel Freiheit, um sich die Ruhestunden und die Umgebung nach seiner Art zu gestalten, er bringt ein Stückchen von der Heimat, die er mit sich trägt, in dieser kleinen Welt zum Ausdruck. Hinter der Front kann das Leben für den einzelnen sogar gehaltvoller werden, als es im Frieden war. Da der Soldat durch allen Wechsel der Jahreszeiten hindurch unter freiem Himmel gewesen ist, so hat er eine Beziehung zur Natur, die nicht einmal allen Landleuten, geschweige denn der städtischen Bevölkerung unter gewöhnlichen Verhältnissen zuteil wird.

Das ist ein großer Gewinn für unser Volk. Er lernt ferner sich in alles schicken und aus allem etwas machen. Er wird beweglicher und vielwendiger. In Launois sah ich ein Genesungsheim für Leichtkranke, das diese selbst unter der Leitung eines Stabsarztes und eines Unteroffiziers erbaut hatten, samt Badeanlage, Selterfabrik, Entlausungsanstalt. Das Dorf war zu einem kleinen Hellerau geworden.

Demnach werden die Heimkehrenden sicherlich manches gelernt haben, was ihnen später zugute kommen mag; auch werden sie, wenn unversehrt geblieben, selbstbewußter, kraftvoller geworden sein. Allein die oft erwartete Umwälzung des ganzen inneren Menschen dürfte nur bei einer Minderheit festzustellen sein. Die ungeheuren körperlichen Anstrengungen und Erschütterungen stumpfen den Geist ab, so daß er gleichsam als Zuschauer daneben stehen muß; späterer Rückblick meidet entweder die Erinnerung an das Stärkste oder verfälscht sie; ein wirklich innerliches Mitgehen und Ausklingenlassen scheint selten zu sein. Ein Schauspieler, der mir darüber schrieb, verglich seinen Zustand mit dem Erleben auf der Bühne. „Geringes Nachdenken, starke Anspannung, um die Leistung zu vollbringen, für Augenblicke tiefe Gefühlseindrücke, später geformte und zergliederte Erinnerungsbilder, nicht immer klare Unterscheidung zwischen Tatsächlichem und Eingebildetem, falsche Erinnerungen an die Größe einzelner Erfahrungen. Der Gesamteindruck verschönt durch das Gefühl, glücklich überstanden zu haben. Dazu hartnäckiges Verfolgen einzelner Reflexionen, die aus dieser Zeit stammen — vielfach werden Gedanken, die beim unmittelbaren Erleben auftauchten und damals von großem Wert schienen, heute als belanglos eingeschätzt.“

Wie denken unsere Kämpfer über die Zustände daheim? Mir stellte sich ein Bild dar, das mich aufs tiefste erschütterte. Da liegen sie, halb betäubt vom Krachen und Wimmern der Geschosse, im Schlamm neben ihren eigenen Ausleerungen, neben stinkenden Leichen, neben Verwundeten, die nicht zurückzubringen sind und so lange zerfetzt werden, bis der Tod sie erlöst — und zur gleichen Stunde lassen in allen Großstädten der Welt Kriegslieferanten die Sektpfropfen knallen. Ich dachte mit Grauen an die Erbitterung, die die Verteidiger Deutschlands erfüllen muß. Doch fand ich sie meist ziemlich gleichgültig, wenn ich auf solche Dinge anspielte. Nach der Meinung des Frontsoldaten haben die Heimgebliebenen es auf jeden Fall so unsinnig gut, daß es auf das Maß der Zerstreuung nicht sonderlich ankommt; im Gegenteil, die Feldgrauen wünschen für den eigenen Urlaub die Möglichkeit zu derben Vergnügungen. Ihr Haß richtet sich gegen hochmütiges Reden und Schreiben, gegen kriegerische Katheder, heldenhafte Redaktionen und unbesiegbare Klubsessel. Die Männer draußen erwarten von uns mehr Bescheidenheit und mehr Standhaftigkeit, sie wünschen, daß die Ordnung aufrecht erhalten und die Zeit nach dem Kriege gut vorbereitet wird, sie verlangen von der Regierung, daß sie die militärischen Erfolge ausnutze.

Aber das ist ein weites Feld und nicht von jemand zu bestellen, der nur ein paar Anmerkungen über die seelische Verfassung der Kämpfenden machen wollte.

Oesterreich-Ungarns Krieg zur See.

Oesterreichisch-ungarisches Kriegstagebuch. Von Lambert.

Nach Aeußerungen des Konteradmirals Joseph Rodler, stellvertretender Chef der k. und k. Marinesektion.

Der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine ist es bis zum heutigen Tag nicht vergönnt gewesen, einen Tag wie etwa jenen der Schlacht am Skagerrak in ihrer Kriegsgeschichte zu verzeichnen. Dafür sorgte vor allem die italienische Seekriegsführung, die trotz ihres durch französische und englische Seestreitkräfte unterstützten, unserer eigenen Flotte vielfach überlegenen Schiffsmateriales die Vorsicht als den besseren Teil italienischer Tapferkeit erwählt zu haben scheint.

Die auffallende und jedenfalls bezeichnende Zurückhaltung des Gegners, der es vorzog, seine kostspieligen Einheiten in den italienischen Häfen versteckt zu halten, ist von unserer um so vieles kleineren Kriegsmarine keineswegs mit ähnlicher Zurückhaltung erwidert worden. Angriffshandlungen größeren Stils durften wir uns allerdings nicht erlauben, unsere Seekriegshandlungen gingen über den Charakter von oft sehr gewagten und jedesmal erfolgreichen Fahrten nicht hinaus, aber immerhin ist im Verlauf der Kriegsjahre eine große Anzahl italienischer Küstenstädte und Eisenbahnlinien unterm Feuer der k. und k. Schiffsgeschütze gestanden — eine Tatsache, die das Königreich nur ein einziges Mal mit einem gewissen Erfolg zu vergelten vermochte. Das war an dem Tag, an dem englische Kriegsschiffe mit schweren Kalibern die offene Stadt Triest beschossen und den Triestinern solcherart einen Vorgeschmack ihrer demnächstigen „Befreiung“ vermittelten.

Der österreichisch-ungarische Seekrieg begann, wie bekannt, zu einem Zeitpunkt, da Italien sich noch neutral verhielt und als Bundesgenosse eigentlich verpflichtet gewesen wäre, uns gegen die Bedrohung durch die in die Adria eingefahrene französische Kriegsflotte beizustehen.

An eine Hilfe des „Bundesgenossen“ hat nun allerdings, schon in Friedenszeiten, nicht einmal unser letzter Schiffsjunge geglaubt. Die österreichisch-ungarische Kriegsmarine war sich über die wahren Gesinnungen eines Bundesgenossen, der mitten im Frieden das volksverhetzende Schlagwort vom Mare nostro zu prägen für gut gefunden hatte, so ziemlich klar. Wohl waren mit Italien wenige Monate vor Ausbruch des Weltkrieges geheime Verhandlungen über eine gemeinsame Seekriegsführung abgeschlossen worden. Wie sich das Königreich seinen offenbar eingegangenen Verpflichtungen in dem Augenblick, da die französische Flotte in die Straße von Otranto einfuhr, zu entziehen vermochte, mit welchen Hinterhältigkeiten und Ausflüchten es die Teilnahme am Krieg an unserer Seite zuerst hinausschob, dann verweigerte, um schließlich jenen heute so furchtbar gerächten Anschluß an unsere Feinde zu verkünden, ist bekannt. Unvorbereitet traf uns und unsere Marine dieser Bruch von Treu und Glauben, dieser Riß durch einen „Fetzen Papier“ jedenfalls nicht. Wir wußten, daß Italien dreißig Jahre lang im Dreibund bloß ein Werkzeug gesehen hatte, um seine Großmachtstellung nach innen und außen zu stützen. Daß es geneigt war, aus dem auf dem Papier stehenden Vertrag jeden erdenklichen Nutzen herauszuschlagen, um sich in dem Augenblick, in dem ihm durch den Anschluß an die Entente ein größerer Nutzen zu winken schien, ganz offen zur Politik der Eidbrüchigkeit, des Sacro egoismo,



Torpedoboote der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine. Im Vordergrund das Torpedoboot „Balaton".

der Erpressung und des Raubes zu bekennen. Wieviel ihm diese Politik nach drei Kriegsjahren eingetragen hat, wissen wir heute, da unsere und Deutschlands Heere in Venetien stehen . . .

Im Augenblick, da Frankreich und England uns den Krieg und Italien seine sogenannte Neutralität erklärte, war es klar, daß wir angesichts einer so erdrückenden maritimen feindlichen Übermacht uns zu einer lediglich defensiven Haltung entschließen müßten. Stand uns doch in den Monaten, in denen das abwartende Königreich schacherte und zauderte, anstatt verbrieften Verpflichtungen nachzukommen, bereits die fast viermal so starke französische Flotte, verstärkt um die ansehnlichen englischen Seestreitkräfte des Mittelmeeres, gegenüber. Es galt also vor allem, die Adria und unsere wichtigsten Küstenpunkte zu verteidigen und mit unseren Kampfeinheiten im Hinblick auf den zu erwartenden Eintritt Italiens in den Krieg hauszuhalten.



Konteradmiral Nikolaus Horthy de Nagybanya, der neue österreichisch-ungarische Flottenkommandant. Lichtbildstelle k. u. k. Kriegspressequartier.

Die Tätigkeit der französischen Flotte beschränkte sich im allgemeinen nur auf einige Demonstrationen vor Cattaro, doch wurde offenbar aus Scheu vor unserer wachsamen und tätigen Küstenverteidigung von ernsteren Kampfhandlungen Abstand genommen. Ein paar Fahrten der Franzosen in der Adria hatten kein anderes Ergebnis als einige Schußlöcher in unseren Leuchttürmen; im übrigen konnte feindlicherseits nicht einmal die dalmatinische Küstenschiffahrt unterbunden werden, während es der ununterbrochenen Arbeit unserer Flieger, Torpedoflottillen, Minenleger, Unterseebote und Kreuzer im Lauf des ersten Seekriegsjahres gelang, die durch die feindliche Flotte geschützte Versorgung Montenegros zu vereiteln. Hiermit wurde von uns eine der Vorbedingungen zum Zusammenbruch des hinter seinen Lowtschen verschanzten Bergkönigreichs geschaffen.

Angesichts der vollständigen Ergebnislosigkeit der von der französischen Flotte unternommenen Streiffahrten durch die Adria kam der Feind bald zum Bewußtsein, daß diese Angriffe auf einsame Felseninseln und fast unbemannte Wachttürme das Brennmaterial und die verfeuerte Munition nicht wert waren. An wichtigere Punkte in der nördlichen Adria oder gar an Pola wagte sich die feindliche Flotte überhaupt nicht heran, und seit es unserem U 12 gelungen war, das französische Flaggenschiff unweit Valona schwer zu beschädigen, mied die französische Hochseeflotte die Adria gänzlich.

Neue Aufgaben erwuchsen unserer Kriegsmarine erst mit dem Eintritt Italiens in den Krieg. Es ist noch in Erinnerung, daß wenige Stunden nach Überreichung der Kriegserklärung unsere Flotte ihre Häfen ver-



Konteradmiral Franz v. Holub, der neue Chef der Marinesektion des österreichisch-ungarischen Kriegsministeriums.

ließ, die italienische Küste im Morgengrauen des ersten Kriegstages an zahlreichen Punkten angriff und durch diesen erfolgreichen Vorstoß eine schwerwiegende Störung des bereits in Gang befindlichen italienischen Aufmarsches erreichte. Wir waren damals auf einen prompten Gegenbesuch der weit mächtigeren, durch die englischen und französischen Einheiten namhaft verstärkten italienischen Schiffe gefaßt — der Gegenbesuch ist indessen bis zum heutigen Tag ausgeblieben.

Kleinere Unternehmungen der Italiener endeten mit einem jedesmaligen Fiasko ihrer ohnehin recht geringen Angriffslust. Und seit der Versenkung des „Giuseppe Garibaldi" durch eines unserer U-Boote hat man von unseren Küsten aus von der italienischen Flotte kaum je mehr gesehen als den Rauchstreifen eines auf hoher See in sicherer Entfernung dahinziehenden Fahrzeuges. Um die „Ruhmestaten" der feindlichen Flotte zu charakterisieren, genügt es, auf die seinerzeitige Besetzung der weit vorgeschobenen dalmatinischen Insel Pelagosa durch die Italiener zu verweisen. Der Feind ist dieses durch seine Zeitungen ausposaunten „Sieges" nicht lange froh gewesen. Von unsern durch die k. und k. Flieger unterstützten Kreuzer- und Torpedoflottillen bedrängt, wurde das einsame Felseneiland nach Verlust eines dort zum Schutz verbliebenen italienischen U-Boots alsobald wieder geräumt, und eines Tages fanden unsere erkundenden Torpedoboote die Insel nur mehr von einem — Maulesel bewohnt, den die abziehenden italienischen Marineleute offenbar vergessen hatten.

Seit längerer Zeit beschränkt sich der Feind darauf, zuweilen mit leichten Streitkräften und mit U-Booten an unserer Küste zu erscheinen, eine Tätigkeit, die ihm noch keinen einzigen Erfolg gebracht hat. Die von einer Zerstörerflottille gefolgte Kreuzerdivision, deren geplanter Überfall auf das Küstengebiet von Ragusa geradezu kläglich scheiterte und die diesen Versuch mit dem Verlust ihres Führerschiffes — des „Giuseppe Garibaldi" — bezahlte, verursachte durch ihre Beschießung der Bahnstrecke Ragusa-Cattaro einen behördlich festgesetzten Schaden von genau hundert Kronen! Die üblen Erfahrungen, die Italien im Seekrieg machte, haben es schließlich dazu bestimmt, seine Operationen auf den Minenkrieg zu beschränken, der uns dank der unverdrossenen Arbeit unserer Minensuchboote, Seeflieger und Torpedoverbände nicht viel anzuhaben vermochte. Seit Kriegsausbruch mit Italien wurden in der Adria rund 1100 feindliche verankerte Seeminen entdeckt und unschädlich gemacht, welche immerhin gefahrvolle Arbeit — man denke nur an die zahllosen treibenden Seeminen — für uns nur den Verlust eines alten, in stürmischer Nacht auf eine Treibmine stoßenden und untergegangenen Torpedobootes zur Folge hatte.

Die Verlustliste unserer Kriegsmarine beschränkt sich überhaupt auf eine sehr kleine Zahl verlorengegangener Schiffe. Im dritten Kriegsmonat verloren wir den kleinen Kreuzer „Zenta", der auf hoher See von der gesamten französischen Flotte überrascht wurde. Das kleine Schiff nahm den Kampf mit der erdrückenden Übermacht sofort auf und hat noch sinkend mit seinen Kanonen geschossen. Der französische Admiral de la Peyrière fand es nicht der Mühe wert, Anordnungen zur Aufnahme der in den Wellen treibenden Überlebenden der „Zenta" zu treffen, die erst nach stundenlangem Schwimmen sich an die montenegrinische Küste zu retten vermochten. Ein wenige Tage vorher nach Venedig entsandtes k. und k. Unterseeboot ist nicht mehr zurückgekehrt, es dürfte auf eine feindliche Mine gelaufen sein. Der Kommandant dieses Bootes war Linienschiffsleutnant Lerch, derselbe, der bei Valona das französische Flaggenschiff mit Erfolg angegriffen hatte. Gewisses Aufsehen erregte das Verschwinden des k. und k. Torpedobootes XI im Herbst des vergangenen Jahres, das feindlichen Berichten zufolge an der italienischen Küste, in der Nähe von Ancona, am Strande erbeutet wurde. Das Gerücht, daß das Boot durch verräterische Handlungen der zum Teil aus Tschechen bestehenden Besatzung in die Hände des Feindes geriet, ist bisher nicht bestätigt worden.

Ein nicht geringer Anteil an den Erfolgen unserer Seekriegsführung entfällt auf den U-Bootskrieg in der Adria und dem Mittelmeer, der mit Unterstützung durch deutsche Unterseeboote kräftig beigetragen hat, den Handelsverkehr Italiens zu schädigen und zu unterbinden. Vom Kriegsbeginn bis Dezember 1917 wurden im Mittelländischen Meer einschließlich der Adria nahezu drei Millionen Bruttoregistertonnen versenkt, von denen etwa 300000 Bruttoregistertonnen auf zerstörte Truppentransportdampfer entfielen. Den Verlust, den Italien und seine Verbündeten durch die Tätigkeit unserer im Verein mit den Deutschen im Mittelmeer und der Adria operierenden U-Boote erlitt, beläuft sich auf Milliarden, tat dem Feind sowohl durch die Verringerung seiner Tonnage als auch den Verlust der Ladung empfindlichen Abbruch und hat nachweisbar auch seine Operationspläne in schwerwiegender Weise über den Haufen geworfen. Die Wirkungen des U-Bootskrieges sind solcherart nicht selten unserer am Isonzo und in den tirolischen Bergen kämpfenden Landarmee wie auch den am Balkan stehenden Truppen zugute gekommen. Jedes im Mittelmeer arbeitende Unterseeboot ist als weit hinausgeschobener Vorposten unserer Landtruppen anzusehen.

Zu einem großen oder gar entscheidenden Treffen der beiderseitigen Schlachtflotten ist es bekanntlich im bisherigen Verlauf des Seekrieges nicht gekommen. Der Grund hierfür ist, abgesehen von der allerdings auffälligen Zurückhaltung des Gegners, zunächst im quantitativen Mißverhältnis unserer Seestreitkräfte im Vergleich mit denen des Feindes zu suchen. Wie sehr Italiener, Franzosen und Engländer die Tat- und Schlagkraft unserer, wenn auch zahlenmäßig hinter den feindlichen Seestreitkräften weit zurückstehenden Flotte achten, ist wohl aus dem Umstand zu entnehmen, daß es die feindliche Flottenübermacht bisher nicht einmal versucht hat, in der Adria zu einem irgendwie ernstlichen oder gar entscheidenden Schlag auszuholen. Nicht einmal in dem für Italien so kritischen Moment der Eroberung des Lowtschen durch unsere Truppen zeigten sich die feindlichen Schiffe. Diese Untätigkeit eines vielfach überlegenen Gegners, dieses vollständige Unvermögen, in der angeblich italienischen Adria eine Rolle zu spielen und auch nur eines der feindlicherseits mit soviel großen Phrasen verkündeten Kriegsziele durchzusetzen, ist das ehrendste Zeugnis für die Wachsamkeit, die Tätigkeit und ungebrochene Schlagkraft der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine.



Verantwortlich für die Schriftleitung: Gottlob Mayer in Leipzig. — Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3 verantwortlich für die Schriftleitung: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3.



Wie ich meinen Haushalt einrichtete.

Kriegsgetraut! Ja, das ist ein schönes Wort, ein reiches und schweres Wort, das viel Angst, viel Erleben, viel Sorgen, viel Stolz umschließt! Dann aber, wenn der Mann wieder hinauszieht ins Feld, steht die Frau da, sieht vielleicht die leeren Wände eines Heims und fragt sich: Wie empfange ich ihn, wenn er wieder heimkehrt? Man kann nicht immer auf der Hochzeitsreise sein, und niemand sehnt sich mehr nach dem eignen Heim als der Soldat, der aus dem Felde kommt. Nun geht man dann, als Kriegerbraut oder als junge Frau, in die Geschäfte und fragt nach den Möbeln im Schaufenster. Ja — da sind es dann oft schon verkaufte Möbel, oder Möbel zu Preisen, die das Jahresgehalt eines höheren Beamten bedeuten. Oder aber das Ladenfräulein mustert die Fragerin mit hochmütiger Miene und sagt: „Was soll ich Ihnen denn erst den Preis sagen, es ist Ihnen ja doch zu teuer." Das Ladenfräulein kennt genau den neusten Schnitt und sieht, daß mein sehr elegantes Tuchkleid zwei Winter alt ist. Sie ist nur für Kriegsgewinnler da, nicht für Idealisten, die ihre Brust dem Feinde darbieten und sich kriegstrauen lassen. Dabei bleiben die vier Wände freilich leer. Immerhin, es gibt da ein gutes altes Tantchen, und da eine Gelegenheit, etwas Gebrauchtes zu kaufen. Ich sollte für eine „Küche", das heißt für einen Tisch, einen Stuhl, eine Anrichte und einen Küchenschrank 1200 Mark bezahlen. Möbel zum durchblasen. Nun habe ich das alles alt beisammen gehamstert, in hübschen, lieben, alten Formen, gediegene Stücke. Aber ach! sie sehen alle ganz verschieden aus! Sie geben wirklich ein höchst erbärmliches Bild zusammen! Ihr Anstrich ist alt, fleckig und ganz verschiedenartig. Und Farbe — ja — Farbe kostet eben so viel und ist nicht einmal gut. Ein Weilchen sah ich das alles so recht verzagt an. Und dann stieg mir so die Erinnerung auf an allerlei kunstgewerbliche Jugendbeschäftigungen. An allerlei vergessene Künste, „Liebhaberkunst" nannte man das damals. Da war auch noch ein alter Farbenkasten, Deckfarben, und chinesische Tusche und etwas Sepia aus jenen Zeiten der Liebhaberkünste in einem Winkel. Ich machte ein ordentliches Sodabad für meine Küchenmöbel und hatte bald die Freude, zu sehen, daß sich die entstellenden Farbschichten der Jahre von ihnen lösten. Nun trocknete ich sie ab und grundierte sie mit Sepia, Tusche und Deckfarben, die ich so mischte, daß ich eine lose, dunkelbraune, holzfarbige, bewegte Lasur gewann. Als dies trocken war, malte ich im Bauernstil bunte Blumen mit grünem Laub darauf und umrandete die getrocknete Malerei mit kräftigen Sepiastrichen. Da Firniß knapp ist, wandte ich ihn nur da zur Fixierung an, wo die Möbel unbedingt abwaschbar sein müssen. Die Längs- und Seitenwände dagegen behandelte ich lediglich mit gelöster Bohnermasse oder Möbelpolitur und bürstete sie tüchtig, bis sie glänzend wurden. Ich hatte nun eine hübsche, einheitliche und eigenartige Kücheneinrichtung. Und als mein Mann wieder auf Urlaub kam, fragte er ganz erstaunt: „Wo hast du denn die schöne Kücheneinrichtung gefunden?" Daß ich mir inzwischen noch aus Kisten und Leisten einige Wandriegel und Bretter und eine Kochkiste gezimmert und nach demselben Rezept ausgemalt hatte, ist selbstverständlich. Für die Zimmer unseres Kriegsheims besaßen wir noch einige Möbel, einige kauften wir dazu. Schwierigkeiten machten uns in erster Linie die Gardinen, Decken, Kissen und Teppiche. Ich habe mir für unsere Zimmer damit geholfen, daß ich mir mit den käuflichen Blusenfarben viele verschiedenartige und verwaschene Stoffe selbst gefärbt habe. Insbesondere ältere Laken usw. zu Vorhängen. Aus Seidenresten der verschiedensten Größen, die ich mir entsprechend einfärbte, machte ich mir teils Kissen, teils Fenstergardinen. Diese Fenster- oder Scheibengardinen bilden aus einem Mosaik von Seidenresten großblumige Sträuche, Bäume und Blumenketten und wirken wie die köstlichste Kunstverglasung. Rote Mohnblumen, blaue Klematis und weiße Orangenblüten geben den Zimmern einen ganz wunderbaren Glanz und Ton. Für die Teppiche half ich mir mit Strohmatten. Teils gelang es mir, noch sogenannte Chinamatten zu erstehen, die ich mit Borten aneinandersetzte. Teils habe ich einfache Strohmatten mit farbiger Tinte lasiert und getönt. Ein seidenes Crêpe de Chine-Tuch meiner seligen Großmutter ersetzte mir die fehlende Tischdecke. Zwei andere Decken für weiße Korbtischchen machte ich mir aus alten Strickspitzen der Großmutter, teils seinen Zierspitzen, teils Strumpfrändern, die ich in Leinen inkrustierte und mit Lochstickereien verband. Da es an einem Vorratsschrank gebrach, nahm ich eine große Verschlußkiste ins Eßzimmer, beizte sie und schlug an den Seitenwänden innen Nägel ein. Hieran hängte ich die Säckchen mit Mehl, Grütze, Dörrgemüse und Dörrobst. Die Kiste bedeckte ich mit einem großen bunten Umschlagetuch, wie sie unsere Großmütter trugen, und wie man sie auch noch in den Schwarzwälder und Elsässer Geschäften findet. Ein Wandbrett, in entsprechender Höhe über der Kiste angebracht, trägt die eine Längsseite des großen Wollschals, so daß sein bunter Spiegel noch als eine schöne Wandbekleidung wirkt. Einige Reispinnen halten das andere Ende auf dem Kistendeckel fest, so daß man beim Öffnen der Kiste die Decke nicht verschiebt. Die größte Schwierigkeit bestand in der Herbeischaffung von Steppdecken. Die Bezugsscheine halfen mir nichts, da sie das Vorhandensein von Wolldecken ausschlossen. Das kalte Klima bei uns aber erfordert warme Wolldecken und eine Steppdecke. Was mir in den Geschäften zu fast 200 Mark das Stück vorgelegt wurde, lockte mich schließlich auch nicht so sehr, daß ich deswegen ein Duell mit dem Bezugscheinfräulein eingehen wollte. Es gelang mir aber noch einiges zu bekommen: verschiedene Stoffreste, Kattune und sieben Meter sehr hübschen, feinen, buntgeblumten Möbelkattun. Schließlich noch



Abb. 228. Ein Blumenmädchen als Geschenkumhüllung. Eine reizende Gabe stellt unser Bildchen dar. Auf dem Stöpsel einer Likörflasche ist ein Rokokoköpfchen, wie man es überall kaufen kann, befestigt. Ein spiralartig um die Flasche gelegtes Blumengewinde, durch Bandschleifen verbunden, bildet die Krinoline.

eine genügende Menge von grauer und schwarzer Watte. Ein paar alte, gestrickte Wolldecken und Tücher, die zu löcherig und abgenutzt waren zu weiterer Benutzung, nahm ich noch als Füllung hinzu. Meine Schwiegermutter hatte uns einen alten schönen Lehnstuhl geschenkt, dessen verblichenen Ripsbezug ich abnahm und durch einen neuen ersetzen ließ. Dann machte ich mich an die Arbeit, drei Steppdecken, eine für mich, eine für meinen Mann und eine für unser Dienstmädchen, herzustellen. Ich wusch den Ripsbezug und fügte seine Teile zu einer Fläche aneinander. Er gab den Bezug für die Steppdecke des Mädchens, die ich links mit einem älteren gewaschenen Möbelkattun fütterte. Diesen, dann die Watte, darüber den Rips, legte ich auf den ausgezogenen Eßtisch und nähte nun einfach in großen Linien die ganze Sache erst längsweis, dann quer durch, so daß ich große Reuten bekam. Zuletzt nähte ich den Rand aneinander. Nach diesem glücklichen, wenn auch mühsamen Anfang ging ich an die Herstellung der beiden anderen Decken. Ich färbte vorerst einmal alle erstandenen Stoffreste gleichmäßig bordeauxrot. Nur die sieben Meter-geblumten Kattuns ließ ich so wie sie waren. Dann nähte ich das Futter, bügelte es aus, legte die Watte, und, um Watte zu sparen, die Wolltücher als Zwischenlage darüber, dann den Oberstoff. Und zwar machte ich aus dem geblumten Kattun große Mittelfelder, um die sich ein breiter dunkelroter Rahmen zog. Dann nähte ich wieder alles durch, wie zuvor. Die ganze Arbeit nahm kaum drei Tage in Anspruch, war sehr mühsam, aber sehr lohnend. Da alles mit der Hand genäht ist, sind die Decken sehr elastisch und doch auch sehr solide. Soll ich noch verraten, daß ich mir aus weißem Mull und vielen zierlichen Spitzenresten einen Betthimmel und einen Frisiertischbezug nähte? Nein, ich will lieber eingehend noch von den Bettvorlegern sprechen. Ich muß sagen, daß ich aus hygienischen Gründen eine Vorliebe für waschbare Bettvorlagen habe. Auch sie sind eine Komposition von breiten bunten, sogenannten litauischen Borten und dicken gestrickten alten Spitzen, die ich auf Frotteestoff aufnähte. Ich muß gestehen, daß sich nicht mehr eine Handbreit Spitze, Seide oder sonstiger entbehrlicher Stoff in meinem Bereich befindet, aber es ist wirklich alles, das angewendet ist, zu einem praktischen Zweck und mit dem Resultat einer künstlerischen Harmonie vereinigt, und unser Heim ist recht wohnlich geworden.

Tomatenzucht auf dem Balkon und im Hausgarten. Von J. Trennhold.

„Mir ist unbekannt, weshalb man den Anbau dieser würzigen Frucht in Deutschland vernachlässigt," schreibt Rumohr in seinem Buche „Geist der Kochkunst", das im Jahr 1822 erschienen ist. Heute hat dieser Vorwurf seine Bedeutung verloren, denn die beste Würzfrucht unseres Gemüsegartens, die Tomate, erfährt bei uns eine Wertschätzung, wie sie vor hundert Jahren kaum geträumt wurde. Es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn die Tomate heute in jedem Hausgarten den besten Platz einnimmt. Früher galt sie als Kulturpflanze des zünftigen Gärtners, denn ihre Reife war in kühlen Sommern unsicher. Die Vorkultur der Pflanze bedingte gärtnerische Einrichtungen, die nicht jedermann beschaffen und bedienen konnte. Die Kultur im Glashause war notwendig, weil viele Sorten erst im Spätherbst sich rot färbten. Außerdem hatten die Früchte meistens nicht den würzigen Geschmack, der den im Süden gewachsenen eigen ist und sie selbst zum Rohgenuß begehrenswert macht. Alle diese Mängel wurden durch die gärtnerische Züchtungskunst beseitigt. Es entstanden die frühreifenden Sorten, z. B. Geisenheimer Allerfrüheste, Johannisfeuer, Sonnenaufgang, Dänische Export usw., die schon durch ihren Namen den Vorzug der Frühreife bekundeten. An Stelle der stark gerippten und stark safthaltigen Sorten wurden glattschalige, fleischige gezogen, die sich besser zum Rohgenuß und zur Bereitung der Vorratssoßen, des Tomatenmarkes eignen. Außerdem wurde die Fruchtbarkeit und die Ertragsfähigkeit außerordentlich gesteigert. Damit waren alle Hemmungen und Hindernisse beseitigt, die ihrer allgemeinen Verbreitung in den Haus- und Gemüsegärten noch im Wege standen. Die Not der Kriegszeit förderte noch die Erkenntnis, daß die Tomate die beste Würzfrucht ist. Damit war auch die letzte Bedingung zur allgemeinen Wertschätzung erfüllt. Heute zieht man die Tomaten nicht lediglich im Gemüse- und Hausgarten, sondern auch in Fenster- und Balkonkästen, und zwar mit bestem Erfolg. Der Kriegsgemüsebau hat zwar in der Großstadt viel gutgemeinte, aber um so weniger von Fachkenntnis beeinflußte Vorschläge gezeitigt, daß man auch mit einem gewissen Mißtrauen an den Tomatenbau im Blumenkasten gehen wird. Aber mit Unrecht, denn es gibt wenig Kulturpflanzen, die sich so für die Süd- und Westseite eines Hauses oder einer Wand eignen, wie die Tomate. Sie verlangt die heiße Mittagssonne und die nächtliche Wärmeausstrahlung der sonnendurchglühten Steine. Sie ist gegen die Lufttrockenheit wenig empfindlich und wird von Ungeziefer nicht heimgesucht. In Leipzig konnte man an verschiedenen Häusern, sowohl auf der Vorderseite wie auch auf Küchenbalkonen, „Tomatenkulturen" sehen. Die Reife der Früchte war gesichert, und die alljährliche Wiederholung dürfte der beste Beweis sein, daß sich der Tomatenbau lohnt. Um den Blumenschmuck der Fenster nicht ganz zu entbehren, bepflanze ich die Vorderseite der Fensterkasten mit einer Reihe Petunien, Gloria oder Purpurkönigin, die sich sehr gut dazu eignen. Sie verdecken durch das Überhängen den Fensterkasten und später auch die untere Hälfte der Tomatenpflanzen, die leicht die unteren alten Blätter verlieren. Wer den Versuch wagen will, dem rate ich folgendes. Die Fensterkästen sollen möglichst breit und tief (wenigstens 20×20 cm) sein. Sie werden mit einem guten kräftigen Kompost- oder mit Mistbeeterde gefüllt und Mitte oder Ende Mai bepflanzt. Die Pflanzen müssen gut entwickelt sein und Erdballen mit fester Durchwurzelung haben. Am besten ist der Ankauf in einer zuverlässigen Handelsgärtnerei, bei der sie einige Wochen vorher bestellt werden. Gewöhnlich liefern die Gärtnereien die Pflanzen in kleinen Töpfen, so daß sie das Versetzen ohne Nachteil vertragen. Die Selbstanzucht der Pflanzen ist nur dann ratsam, wenn man genau Bescheid weiß und einen passenden Platz im Zimmer dazu hat. Die Petuniensämlinge vertragen das Versetzen auch ohne festen Wurzelballen. Zum Besetzen eines 1 m langen Fensterkastens werden drei, höchstens vier Tomatenpflanzen und sechs bis zehn Petunien benötigt. Das Auspflanzen soll an einem trüben Tag geschehen, damit die Pflanzen nicht trauern. Sie



Abb. 229. Tomate „Johannisfeuer", eine der frühesttragenden Sorten.



Abb. 230. Fruchtbehang der Tomate Lukullus nach Beseitigung der Blätter.



Abb. 231. Bluse mit neuartigem Schmetterlingskragen.

werden gründlich angegossen und sich nun vorerst selbst überlassen. Das Auspflanzen im Haus- oder Gemüsegarten geschieht in gleicher Weise. Die Pflanzenweite, d. h. der Abstand der Pflanzen voneinander, muß wenigstens 60 cm, besser 1 m betragen. Gartenbeete werden deshalb mit nur zwei Reihen besetzt, die 60 cm voneinander entfernt und 1 m Abstand in der Reihe aufweisen. Die Tomate wächst bei ausreichender Wärme und Feuchtigkeit willig und rasch. Sie treibt ziemlich üppig und zahlreiche Seitentriebe. Da sie sich schlecht selbst trägt, wird ein dünner Pfahl oder Stab beigesteckt und die Pflanze daran aufgebunden. Die Behandlung und der Schnitt sind beim Anbau im Freien und im Fensterkasten gleich. Man zieht die Pflanze meistens mit einem Langtrieb und schneidet alle Seitentriebe, sobald sie keine Blüten ansetzen, unbarmherzig weg. Die Blätter werden aber geschont. Das ist das ganze Geheimnis. Eine flüssige Düngung mit aufgeweichtem Tauben- oder Kaninchenmist trägt zur Ausbildung der Früchte bei. Reichliche Bewässerung bei trockenem Wetter darf nicht fehlen. Die Früchte reifen, nachdem sie vollständig entwickelt sind, und färben sich dabei rot. Vom August-September ab entfernt man alle neuerscheinenden Triebe, auch wenn sie blühen, da die Früchte sich nicht mehr genügend ausbilden können. Grüne Früchte reifen übrigens in der warmen Küche nachträglich noch, wenn man die abgepflückten Früchte nebeneinander auf den Küchenschrank legt. Wer mit gutem Erfolg den Anbau versuchen will, kaufe nur frühe Sorten in guter Entwicklung, dann wird auch die Ernte zufriedenstellend ausfallen. Die geeignete Verwendung der Früchte dürfte der Hausfrau keine Schwierigkeiten bereiten, denn nach dem im Anfang erwähnten Buche behauptet Grimod de la Reynière schon vor hundert Jahren: „Immer sind die Tomaten eine große Wohltat für die gute Küche", und heute sind sie es in mehrfacher Weise.

Gestickte Sommerblusen.

Unsere hübschen handgearbeiteten Sommerblusen passen sich insofern der Kriegszeit an, als sie mit wenig Material hergestellt werden können. Abb. 231 wirkt sehr apart. Sie ist durch zwei latzartige Garniturteile, vorne und im Rücken lose herabfallend, geschmückt, die der in bunten Farben ausgestickte Schmetterling in eigenartig hübscher Weise belebt. In ähnlicher Weise ist der große Blusenkragen Abb. 234 geziert. Reich wirkt die Bluse Abb. 232 mit dem graziösen Rosenmuster. Dieses ist nur leicht ausgestickt, so daß in den Rosenblättern die Stiche im Abstand von 2 bis 3 mm stehen. Das spart viel Garn und genügt völlig zur Erzielung der Wirkung, außerdem fördert die Arbeit schnell. Dasselbe gilt von der Stickerei der Bluse Abb. 233, die am Original in Hell und Dunkelblau gehalten war. Schnittmuster zu den drei Blusen geben wir in Größe I, II und III zu dem in-



Abb. 232. Schoßbluse mit Rosenmuster. Entwurf und Ausführung aller Blusen von Frau H. Meilick, Leipzig, Naschmarkt. Phot. Fritz Reinhard.

folge der ständig steigenden Papierpreise auf je 60 Pfennig erhöhten Preis ab. Sie sind ebenso wie die Stechmuster zu den Stickereien nur zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrags durch die Geschäftsstelle des Universums, Leipzig, Inselstraße 22. Der Preis der Stechmuster für die Stickerei beträgt für Abb. 231 und 234 je 0,90 Mark; für Abb. 233 1,30 Mark, für Abb. 232 1,80 Mark. Voreinsendung des Betrags dringend erbeten.



Abb. 233. Bluse mit leichter Stickerei.

Wie würzen wir unsere Speisen?

Von Th. Wagner.

Die zunehmende Knappheit und steigende Teuerung ausländischer Gewürze läßt uns nach unseren altdeutschen Würzen suchen, die früher in der Küche verwendet wurden und in Großmutters Garten wuchsen. Wenn auch in früheren Jahrhunderten Pfeffer, Zimt und Nägelein eine unentbehrliche Würze zu Braten und Lebkuchen bildeten, so wurde doch damals unseren Würzkräutern mehr Achtung gezollt, als es jetzt der Fall ist. Das zeigt schon ein Gang über den Markt zur Frühlings- und Sommerszeit. Wo findet man da Thymian, Salbei, Raute und die anderen lieblich duftenden Kräuter? Höchstens Westdeutschland bietet die neunerlei Kräuter zur beliebten Frühlingstunke, mit denen unsere Küchenkräuter noch lange nicht erschöpft sind. Die kräftigen Würzpflanzen Majoran, Thymian und Kümmel u. a. kommen erst im Lauf des Sommers. Zum Würzen appetitanregender Suppen und kräftiger Fisch- und Fleischragouts fehlen uns die ausländischen Würzen. Wir ersetzen sie in wohlbedachter Auswahl einheimischer Kräuter und Dörrpilze oder Pilzextrakte. Da gibt es ein altes Rezept zur Herstellung eines Kräuterpulvers für Ragouts: man trockne vier Teile Dragon, Basilikum und einen Teil Rosmarin und Salbei, stoße alles zusammen fein und rühre es durch ein Sieb, um es fest verschlossen in Glasbüchsen aufzubewahren. Pilzextrakt können wir vom Frühling bis Herbst bereiten, und die allerorts veranstalteten Pilzwanderungen und belehrenden Vorträge mit Lichtbildern erleichtern das Kennenlernen der eßbaren Sorten. Extrakt von Hallimasch, Reizker, Mousseron, Sandröhrling und ähnlichen Sorten gehören zu den besten und geben eine unvergleichliche Würze für Suppe, Braten und Tunken. Nicht zu vergessen das Würzen der Gemüsesülzen. Eine einfache gebrannte Mehlsuppe wird, mit Pilzextrakt gewürzt, eine feine Suppe, auch tragen getrocknete Schotenschalen oder einige Löffel Hagebuttenmark zur Färbung, letzteres auch zur Bündigkeit bei. Getrocknet sind Totentrompete, Steinpilz, Nelkenschwindling und echter Mousseron als Würzpilze die empfehlenswertesten. Letzterer wurde schon viel in der feinen Küche verwendet, und Frankreich sandte uns große Mengen dieser winzigen Pilzchen, schön verpackt, zu hohem Preis, während wir sie bei uns nach warmen Regengüssen oft massenhaft sammeln könnten. Er wird wegen seiner Kleinheit überhaupt nicht von Pilzsammlern beachtet, suchen wir doch meistens fleischige Pilzsorten, während

reine Würzpilze erst jetzt bekannter werden. Von Ende März können wir nach warmem Regen in Kiefern- und Lärchenwäldern mit sandigem Boden Morcheln finden, die eine hochgeschätzte Speise für Feinschmecker bilden. Frisch zu Spargel oder Erbsen und Ähnlichem genossen, sowie als unvergleichliche Würze zu Suppen und Tunken, bildet die Morchel eine willkommene Abwechslung des Kriegskücheneinerleis, das es aber für eine gute Hausfrau nicht geben dürfte. Wenn uns Tauben und feine Gemüse oder Krebse fehlen, die wir sonst mit Morcheln gern zusammenstellten, warum sollte die Morchel uns jetzt nicht eine Kartoffel- oder Grießsuppe verfeinern, oder das Seemuschelgericht und Kaninchenragout im Geschmack verändern? Letzteres wird köstlich mit in etwas Rotwein oder Heidelbeerwein gedämpften Morcheln. Auf ein Kaninchen rechnet man zwei reichliche Hände voll Morcheln. Der Mangel unserer gebräuchlichsten Würze, der Zwiebel, erschwert das schmackhafte Kochen. Feingeschnittener, gebleichter Lauch ersetzt sehr gut die Zwiebel. Auch in Fett gebraten, ist er vorzüglich. Wer Lauch im Kellerbeet oder im Freien hat, häufle die Stangen hoch an, damit sie bleichen und zart werden. Gebleichter Schnittlauch tut denselben Dienst. Knoblauch, der noch erhältlich ist, schafft etwas Ersatz, denn er ist zum Wohlbefinden ebenso wie Zwiebeln zuträglich, und sein häufiger Genuß schützt den Südländer vor mancher Darmerkrankung. Wir brauchen ihn nicht gleich im Übermaß anzuwenden, woran unser Körper auch nicht gewöhnt ist. Beim Braten von Fleisch, Fisch oder Gemüsebratlingen ist die Pfanne kräftig mit Knoblauch auszureiben. In Suppen kocht man ein Stückchen mit, das vor dem Anrichten entfernt wird. Sellerie ist knapp und teuer, und man sollte kein Blättchen umkommen lassen; was nicht gebraucht wird, dörre man für den Vorsommer. Petersilienwurzeln sind preiswerter käuflich, und die dicken fleischigen Wurzeln sind recht als Sellerie-Ersatz geeignet. Geben sie doch, abgekocht und durchgetrieben, nebst dem Kochwasser eine köstliche Würze für Mehl-, Grieß- oder Graupensuppen. Unentbehrlich sind Wurzelscheiben für alle Ragouts, besonders solche von Gemüse, die wie „Fleisch" schmecken sollen. Kartoffelsalat können wir sehr mit Zugabe von einem Drittel der Gesamtmasse an Wurzelscheiben verbessern. Topinambur oder Erdbirne bildet im Frühjahr ebenfalls eine gute Würze. Ein Drittel davon an Kartoffel- oder Grießsuppe gegeben, wirkt sehr wohlschmeckend. Auf einen Teller Grießsuppe rechnet man eine mittelgroße Knolle. Meist werden Erdbirnen von Mitte April (nach dem Legen) ab billiger, während andere Gemüse dann im Preis anziehen. Als Würze und zum Dicken von Tunken und Suppen sei zum Schluß nochmals auf die Hagebutte hingewiesen. Gedörrt oder besser noch gebrauchsfertig in kleinen Glasbehältern als Mark sterilisiert (mit Wattepfropfen und Papier geschlossen) gibt sie allen braunen Tunken prachtvolle Färbung. Würzige Tomatensuppen können mit dem wohlfeilen Hagebuttenmark gut gestreckt werden. Manchen mundet der dadurch weniger säuerliche Geschmack trefflich.



Abb. 234. Gestickter Blusenkragen. Von Frau H. Meilick, Leipzig, Naschmarkt.

Wie man weiße Marmorplatten ohne Seife reinigt.

Weiße Marmorplatten von Wasch- und Nachttischen, Spiegeln und Büsetts gewähren nur dann einen schönen Anblick, wenn sie in fleckenloser Weise prangen. Diese zu erhalten ist jetzt bei dem Mangel an Seife und Benzin nicht ganz leicht, doch kann man sich auch ohne diese Reinigungsmittel behelfen. In einer festen, irdenen Schüssel mengt man gebrannten Kalk mit Wasser und einem Holzstäbchen so lange, bis ein knötchenfreier, dünner Brei entsteht, den man auf die Marmorplatten recht dünn und gleichmäßig aufträgt und mit einem flachen Holzbrettchen (Zigarrenkistendeckel) darauf gut verteilt und verreibt. Je nachdem nun die Marmorplatten mehr oder minder schmutzig und fleckig sind, läßt man den Kalkbrei einen bis anderthalb Tage darauf, um ihn dann mit einer Bürste oder einem alten Luffaschwamm abzuwaschen und mit reinem, lauwarmem Wasser gut nachzuspülen. Hat man noch gute Wasch- oder Schmierseife zur Verfügung, so kann man das Auflösen des Kalks in einer Seifenbrühe bewirken, die damit gereinigten Platten bekommen dann mehr Glanz. Ein nachheriges Bestreichen der gut abgetrockneten Marmorplatte mit einem Stückchen erwärmten, weißen Wachses und Abreiben mit einem weichen Tuch erzeugen nicht nur einen schönen Glanz, sondern erhöhen auch die Dauerhaftigkeit der neuen Weiße. Sollte der Marmor nach diesem Verfahren noch immer einen gelblich oder grauen Ton haben, so verreibt man auf ihm feingepulverten Schwefel, der alle noch vorhandenen Schatten und Flecken vollends tilgt. — Haben sich die Marmorplatten der Nachttische losgelöst, so muß man vorerst alle Reste des an ihnen und dem Holzgestell noch haftenden alten Leimes oder Kittes sorgfältig mit einem alten Messer und Glaspapier entfernen. Dann weicht man Tischlerleim vier bis fünf Stunden lang in kaltem Wasser ein, gießt das nicht aufgesogene Wasser ab und bringt den Leim unter fleißigem Rühren zum Kochen, bis er sich vollständig gelöst hat. Dann vermischt man ihn mit einem dünnen, ganz glatten Brei aus Gipsmehl und Wasser und streicht die Mischung sehr schnell und gleichmäßig der Marmorplatte auf, legt sie sofort auf das Holzgestell, beschwert sie und läßt sie 48 Stunden lang unberührt stehen.

Erprobte Kriegsrezepte.

Haferkeks. Zwei Tassen Haferflocken oder Hafergrütze werden durch die Kaffeemühle und durch ein Haarsieb gerührt. Dazu kommen zwei Tassen Kriegsmehl, eine Tasse Zucker oder halb Zucker, halb Süßstoff, eine Prise Salz, etwas Margarine, ein Ei, etwas Milch oder Wasser, Zitronenschale oder Zitronenersatz. Die Masse wird gut vermischt, so daß ein zarter, nicht zu weicher Teig entsteht, der sich ausrollen läßt. Ehe man diesen Teig auf das Brett bringt, kommt ein halbes Backpulver sowie eine kleine Prise Hirschhornsalz hinein. Der dünn ausgerollte Teig wird mit einem Glas oder einer Form ausgestochen und die Keks eine viertel Stunde lang gebacken. Dasselbe Rezept kann man auch verändern, indem man den Zucker und die Zitrone wegläßt, und statt dessen Salz und Kümmel nimmt.

Festkuchen. Zwei ganze Eier werden mit $^1/_2$ Pfund Zucker, etwas Zimt, zwei bis drei Minuten lang gerührt. Dazu kommen 200 g Mehl und 50 g Kartoffelmehl (bei Zubereitung von rohen Klößen gewonnen), eine halbe Tasse starken Ersatzkaffee und ein Backpulver. Alles wird gut vermengt und in einer ausgestrichenen Springform $^3/_4$ Stunde gebacken.

Feiner Kartoffel-Grießkuchen. Ein Pfund gekochte und geriebene Kartoffeln, 1 Pfund Grieß, 1 Ei, eine Tasse Mehl, eine Tasse Milch oder Buttermilch, 50 g Zucker oder halb Zucker und etwas Sacharin, Sultaninen, abgeriebene Zitronenschale und eventuell 50 g Butter. Alles wird mit einer Prise Salz und zwei Backpulvern gut vermengt und in einer ausgestrichenen Form eine Stunde lang gebacken.

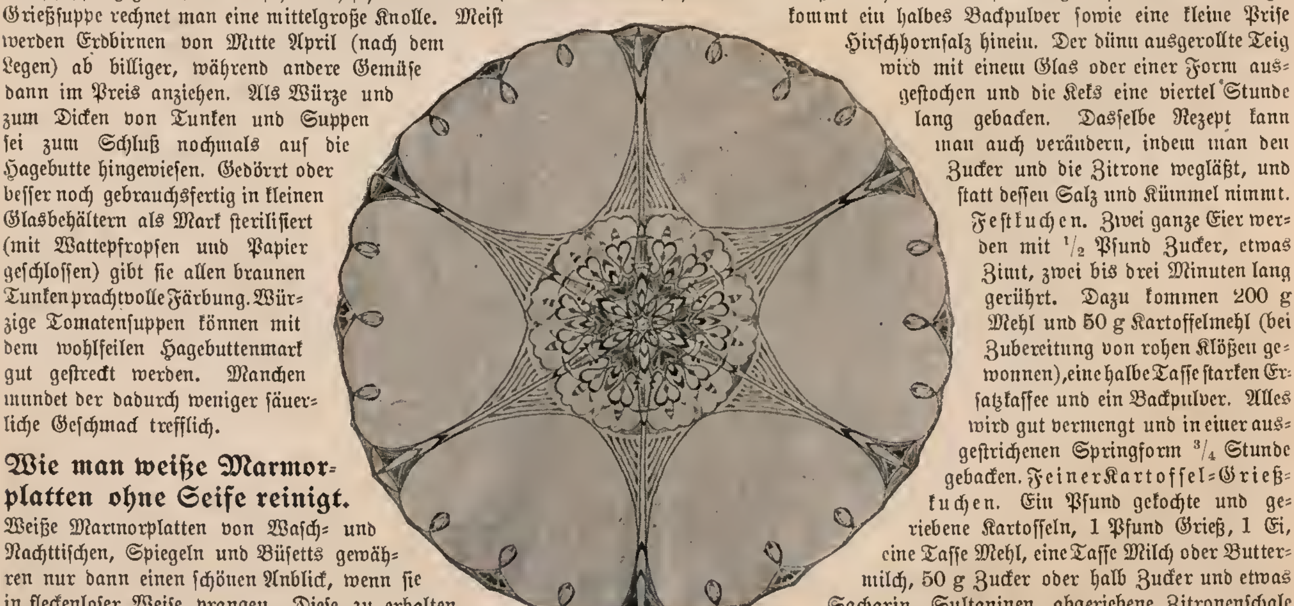
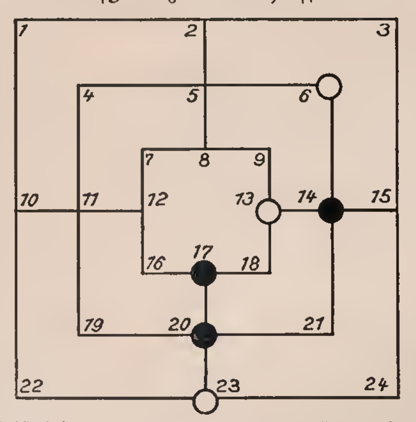


Abb. 235. Decke aus Batik mit ornamentaler Stickerei. Entwurf und Ausführung Frau H. Reichelt, Niederlößnitz-Kötzschenbroda. Phot. Fritz Reinhard. Gestochene Pause, $^1/_4$ der Decke, nur gegen Voreinsendung von 1,75 Mark zu beziehen durch die Geschäftsstelle des Universums, Leipzig, Inselstr. 22.

Verantwortlich für den Inhalt der Beilage „Für unsere Frauen": Cornelia Kopp, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Rätsel und Spiele

Aufgabe zum Mühlespiel.



Weiß zieht an und gewinnt mit dem fünften Zuge.

Bedeutungsreich.

Was Sein und Denken jetzt erfüllt,
Wi.d durch zwölf Zeichen hier enthüllt.
Um sie zu finden, nimmt man fort
Den Anfang jedem Rätselwort,
Und seltsam ändert dies den Sinn,
Schreibt man es ohne Anfang hin.
Worauf der Müde ruhte aus,
Ein Herrscher Rußlands wird daraus.
Der in den Büchern Mosis steht,
Im Stall ihr ohne Kopf ihn seht.
Wenn einem Fluß der Anfang fehlt,
Er Stunden und Minuten zählt,
Und der als Feldherr war bekannt,
Erscheint als Stadt im Preußenland.
Es an den Finger mancher steckt,
Dem es gekürzt zur Mahlzeit schmeckt.
Erst spielt man drauf, dann wird's verzehrt,
Der Vogel wandelt sich zum Pferd.
Die Waffe fliegt als Vogel fort,
Der Komponist wird böhm'scher Ort.
Es lebt' als Sagenheld einmal
Und füllt — ohn' Anfang — den Pokal.
Ein Dichter kopflos Schatten spendet,
Der Musikant, als Berg er endet. W. F.

Besuchskartenrätsel.

E. Anton Etell

Freiburg

Was ich bin, ist leicht zu sehen,
Wenn die Zeichen anders stehen. C. S.

Viersilbiges Rätsel.

Sind d:e zwei ersten da mit ihrer Pracht,
Genießt man sie mit Lust bei Tag und Nacht.
Doch was die dritte ist — gib wohl drauf acht —
Ist stets ganz ausnahmslos nur in der Nacht.
Die v erte dich gar oft zum Narren macht,
Erscheint auch meistens, wenn sie kommt, bei Nacht.
Das Ganze ist ein tolles Zauberspiel
Und birgt in sich des Wunderbaren viel.

Scherzrätsel.

O wie klingt orientalisch
Und zur Hälfte animalisch
Dieses sanfte Rätselwort!
Doch wenn wir's geschrieben sehen,
Wird die Täuschung bald vergehen,
Blumendüfte wehn sie fort.
Denn der Jüngling schickt's der Schönen
Dort, wo keine Glocken tönen,
Wenn recht gründlich er verliebt.
Beider Silben Endlaut schreiben
Mußt du doppelt, dann wird bleiben
Dir ein Tier, das es — nicht gibt. M. H.

Trennungsrätsel.

Das erste grüßt mit frohem Blick
Der Schiffsmann, kehret er zurück.
Das zweite, trotzend jedem Sturm,
Schlingt sich empor an Tor und Turm.
Ein Fluß hingegen ist das dritte,
Gehörend zu dem Rheingebiete.
Das Ganze aber findest du,
Fügst du am Schluß ein Zeichen zu.
(Fast wäre dieses nötig nicht,
Da man's am Ende doch nicht spricht.)
Im Ganzen man gern aufbewahrt
Papiere oft gar wicht'ger Art.
Der Herrscher auch damit bedenkt
Den Mann, dem er Vertrauen schenkt.

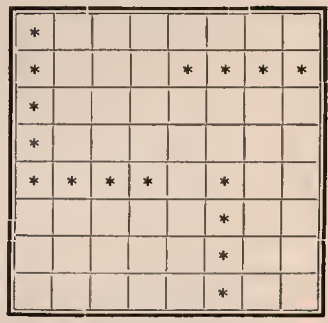
Auflösungen der Rätsel in Heft 26.

Problem: Lindenblüte. Wo Honig ist, da finden sich die Bienen. — Man liest zuerst die Buchstabengruppen neben zwei Bienen, dann neben einer, zuletzt neben den Knospen.

Streichrätsel: Reiher, Re'he.

Entzifferungsaufgabe: Riesengebirge, Elbe, Hamburg, Schwarze Elster. Havel, Saale.

Gitterformel:



Einschiebrätsel! Füllofen.

Haus- und Zimmergarten

Was notwendig zu tun ist. Im Gemüsegarten: Alle Beete müssen gegraben und soweit als möglich bestellt werden. Man sät alle bereits im Februar und März angeführten Wurzelgemüse und Kohlarten, Rettiche, Salate, Erbsen ins freie Land mit Ausnahme der Bohnen, Gurken, Melonen, Kürbisse, Tomaten. Ende April können gut abgehärtete Setzlinge von Blumenkohl, Kohlrabi, Weiß- und Rotkraut, Wirsing ins Freie gepflanzt werden. Auch Kopfsalat ist an geschützter Stelle auszusetzen. Gewürzpflanzen, Schnittlauch, Winterzwiebeln sind zu teilen und zu verpflanzen. Angekeimte Frühkartoffeln sind auszulegen, späte zum Pflanzen vorzubereiten. Buschbohnen werden in kalte Kästen gelegt und mit Fenstern bedeckt. An geschützten Plätzen sät man die Gewürzkräuter, die nicht verpflanzt werden, z. B. Anis, Koriander, Dill, Boratsch, Portulak, Schnittpetersilie. Die Spargelbeete müssen gegraben und abgeharkt werden. Mitte April ist bei gutem Wetter schon der erste Spargel zu erwarten. Abgeerntete Mistbeete werden mit Gurken und Melonen besetzt.

Im Obstgarten: Blühende Form- und Spalierbäume gegen Frost durch Verhängen mit Tüchern schützen. Das Umpfropfen schlechttragender oder geringer Obstsorten ist noch möglich. Aprikosen- und Pfirsichbäume beschneiden, da jetzt die Blüte deutlich zu unterscheiden ist. Frischgepflanzte Bäume und Sträucher bei trockenem Wetter begießen. Apfelblütenstecher auf ausgebreitete Tücher am zeitigen Morgen abschütteln. Raupen an Obstbäumen vernichten durch Abbrennen mit der Fackel. Anbinden und Schneiden beenden.

Im Ziergarten: Schutzhüllen vollständig entfernen, Rosenhochstämme aufbinden. Das Beschneiden der Rosen ist zu beenden. Neupflanzungen von Ziersträuchern und Koniferen ausführen. Gartenwege aufkiesen. Die Gruppen und Blumenbeete umgraben und nötigenfalls die Erde ergänzen. Den Rasen abkehren und nochmals jauchen. Sommergewächse, die nicht verpflanzt werden können, an Ort und Stelle säen. Nelken auspflanzen. Gladiolen, Montbretien und dergleichen Knollen- und Zwiebelgewächse Ende April auspflanzen. Blühende Gruppen der Zwiebelgewächse gegen Nachtfröste schützen.





Für Küche und Haus

Rinderschmorbraten auf ungarische Art. Ein Stück derbes Rindfleisch wird gut geklopft und am Abend vor dem Braten mit gutem Mostrich oder Weinessig eingerieben und über Nacht zugedeckt stehen gelassen. Am andern Tage röstet man zwei zerschnittene Zwiebeln und kleinstiftlich geschnittene Suppenwurzeln, einige getrocknete Pilze und ein bis zwei Paprikaschoten oder eine Messerspitze Paprika in etwas Fett braun an, legt das gesalzene Fleisch darauf und bratet es auf beiden Seiten braun an. Einige Gewürzkörner und ein halbes Lorbeerblatt fügt man bei, ebenso eine Schwarzbrotrinde, und gießt dann so viel Knochen- oder Würfelbrühe darüber, bis das Fleischstück knapp damit bedeckt ist. In fest verschlossenem Topfe läßt man es langsam weich dünsten und schiebt es die letzte halbe Stunde in den Bratofen, um es unter fleißigem Begießen zu schöner Farbe zu braten. In Ungarn fügt man der sämig gemachten Tunke noch einige feinblättrig geschnittene Znaimer Pfeffergurken zu.

M. K.-S.

Erdbirnen oder Topinambur auf pikante Art. Für alle, die den etwas süßlichen Geschmack der Erdbirne nicht lieben, kann die folgende Art der Zubereitung empfohlen werden: man schält die Knollen, legt sie in kaltes Wasser, dem etwas Essig beigefügt ist, läßt sie eine kleine Stunde lang darin liegen, tut sie nebst einem kleinen Löffel voll Salz in kochendes Wasser, läßt sie 10—15 Minuten lang kochen, so daß sie ziemlich weich sind, nimmt sie heraus und läßt sie abtropfen. Dann schneidet man sie in Scheiben und legt sie in folgende Soße: ein Löffel Mehl wird mit Fett geschwitzt, dann mit etwas Wasser und Butter- oder Magermilch verdünnt und mit etwas geriebenem Ingwer und Muskatnuß gewürzt. In dieser Soße läßt man die Topinambur nochmals kurz durchdämpfen. Noch schmackhafter wird die Soße, wenn man eine Messerspitze voll Currypulver daran geben kann.

Briefkasten

Im Briefkasten werden nur Anfragen beantwortet, die von allgemeinem Interesse sind. Anonyme Zuschriften finden keine Berücksichtigung, und briefliche Auskunft kann nur in Ausnahmefällen erteilt werden.

Kapitulant. Kriegsdienstjahre sowie gewöhnliche Dienstjahre werden nur angerechnet hinsichtlich Pensionierung und Dienstauszeichnung, nicht aber bei Berechnung der Dienstjahre im Staatsdienst. Kgl. Bayr. Pensionierungsgesetz 66. Sonderbestimmung für Bayern oder speziell für den Polizeidienst gibt es nicht.

B. D. Das Schwarzgelbe Kreuz ist ein Organ der österreichischen privaten Kriegsfürsorge zur Speisung der durch den Krieg bedürftig Gewordenen in Wien.

Gesundheitsrat.

Abonnentin in W. Das kosmetische Rezept, das Sie in Ihrem Buche vorgefunden haben: 3 g Salizylsäure, je 10 g Stärkemehl und Zinkoxyd, 80 g Talk, hat sich bei jeder Art von Schweißbildung am Körper (nach gründlichem Waschen und Baden) gut bewährt. Doch mit Ihrer zweifelnden Anfrage haben Sie trotzdem recht. Daß der Druckfehlerteufel in unserer fettarmen Zeit lieber an Talg als an Talk gedacht hat, ist leicht zu verstehen. Aber es handelt sich wirklich nicht um Talg, sondern um Talk, d. h. den aus dem Talkschiefer gewonnenen Mineralstoff, der allerdings auch fettig anzufühlen und in jeder Apotheke zu haben ist. Er ist auch Bestandteil des Speckfsteins und besteht aus kieselsaurer Magnesia.

Unterrichts- und Erziehungsanstalten

Prospekte und Auskünfte durch die Geschäftsstelle von Reclams Universum, Leipzig.

Zeitgemäße Bücher
aus Reclams Universal-Bibliothek

Bei Bestellung von gehefteten Ausgaben genügt Angabe der Nummer, bei gebundenen Ausgaben ist der Verfasser, Titel und Preis anzugeben.

Frankreichs Schicksale im Jahre 1870. Von Graf Gobineau. Nr. 5941/42. In autorisierter Übertragung von R. Schlösser. Geb. 90 Pf.
Ein Buch von stärkstem Gegenwartsinteresse und ein schwerwiegender Beitrag zur Erkenntnis des französischen Nationalcharakters.

Paris vor dem Weltkrieg. Eine Schilderung von Walther Siegfried. Nr. 5926.
Diese fesselnden Schilderungen des Schweizer Schriftstellers geben eine lebendige Darstellung der Zustände in Paris kurz vor Ausbruch des Weltkrieges.

Geschichte der französischen Revolution von 1789–1814. Von F. A. Mignet. Deutsch von Dr. Fr. Köhler. 11. Ausgabe. Neu bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. R. Geerds. Nr. 3426—30. Geb. Mk. 1.80, Geschenkband Mk. 2.70

Kampagne in Frankreich 1792. Von J. W. v. Goethe. Mit einer Einleitung und einer Karte. Nr. 5808-10. 75 Pf., geb. Mk. 1.20.
Goethes Schilderung bezieht sich zum großen Teil auf Gebiete, die auch heute von den Deutschen Heeren besetzt sind, und ist darum, ebenso wie im Vergleich der Kriegszustände von damals und von heute, jetzt besonders anziehend.

Die Erhebung Preußens 1813 und die Rekonstruktion des Staates. Von Leopold v. Ranke. Eingeleitet und herausgegeben von Prof. Dr. O. Kaemmel. Nr. 4998/99. Geb. 90 Pf., Geschenkband Mk. 1.80.

Die Freiheitskriege 1813-15. Von L. Häusser. Neu herausg. von Dr. M. Mendheim. 1. Band: Der Frühjahrsfeldzug von 1813. Mit 2 Plänen. Nr. 5517-20. Geb. Mk. 1.50. — 2. Band: Die Niederwerfung der Napoleonischen Herrschaft. Mit 6 Schlachtplänen. Nr. 5555-60. Geb. Mk. 2.20.

Blüchers Briefe. Ausgew. und erläut. von Dr. H. Stümcke. Mit Blüchers Bild. Nr. 5964. Geb. 60 Pf.
Diese zu einem echten Volksbuch geschaffene Auslese zeigt überzeugend, daß wir im „Marschall Vorwärts" einen der großen Führer des deutschen Volkes allzeit zu verehren haben.

Das Wartburgfest am 18. Oktober 1817. Kurze und wahrhaftige Beschreibung des großen Burschenfestes auf der Wartburg bei Eisenach. Von Hans Ferdinand Maßmann. Mit Einleit. herausgeg. von Dr. R. Steinert. Nr. 5945.
Der interessante Neudruck schildert Deutschlands politische Verhältnisse nach den Befreiungskriegen und den Versuch der akademischen Jugend, in Metternichs System Bresche zu schlagen; er ist zugleich eine wichtige Geschichtsquelle für die Geschichte der Restauration und der deutschen Universitäten.

Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn vom Stein. Von Ernst Moritz Arndt. Herausgeg. von R. Geerds. Nr. 3472/73. Geb. 90 Pf., Geschenkband Mk. 1.80.
Als Quellen für die Geschichte der Freiheitskriege sind Arndts Schriften höchst bedeutsam. Es gibt kaum ein Buch, das den Leser so vollkommen in den Geist und die Stimmung jener Zeit versetzt, wie die „Wanderungen mit Stein".

Auf alle hier verzeichneten Grundpreise wird zur Zeit ein Teuerungszuschlag von 50% für alle gebundenen Ausgaben berechnet. Für die gehefteten Ausgaben erhöht sich der Grundpreis von 25 Pf. durch einen 60%igen Teuerungszuschlag auf 40 Pf. für jede Einzelnummer.

Hier ausschneiden!

Versandvorschriften
für Ausweisscheine zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern

Die Ausweisscheine können als Drucksache (50 g 3 Pf. Porto) versandt werden, dürfen aber außer der genauen Adresse des Absenders keinerlei schriftliche Bemerkungen, auch keine Unterstreichungen enthalten. Der Portoersparnis halber empfiehlt es sich, stets eine größere Anzahl Scheine zusammen einzusenden. Beigefügte Beträge in Briefmarken sind an den letzten Ausweisschein leicht anzuheften.

Zur Bestellung ist ausschließlich die jedem achten Heft des Universums beigefügte Postkarte zu benutzen. Wenn die Ausweisscheine mit der Bestellung zusammen im Brief gesandt werden, ist auf richtige Frankierung zu achten (bis 20 g 15 Pf., über 20 g 25 Pf.!)

Bei Geldsendungen durch Postanweisung (bis 5 M. 10 Pf. Porto) können Bestellungen auch auf dem Abschnitt vermerkt werden. Auf die Möglichkeit, Zahlungen auf Postscheckkonto spesenfrei vorzunehmen, wird besonders hingewiesen (Postscheckkonto Leipzig Nr. 295; für Oesterreich: Postsparkasse Wien Nr. 79296.)

Hier ausschneiden!

Ausweisschein Nr. 27
vom 4. April 1918, gültig bis 4. Oktober 1918 zum kostenlosen Bezug von Reclam-Büchern

Alle regelmäßigen Bezieher von Reclams Universum, die den vollen Vierteljahrspreis von 5 M. zahlen, erhalten für je acht fortlaufend numerierte, mit genauer Adresse versehene Ausweisscheine eine Nummer von Reclams Universal-Bibliothek umsonst, wenn die Bestellung auf der jedem achten Heft der Zeitschrift beigelegten Bestellkarte erfolgt. Die Auswahl kann der Besteller nach Belieben aus den Verzeichnissen der Universal-Bibliothek treffen. Die gesammelten Ausweisscheine sind direkt an den Verlag unter Beachtung der obenstehenden Versandvorschriften zu senden; für Büchersendungen im Werte bis 60 Pf. sind 7½ Pf., für Sendungen über 60 Pf. bis 3 M. sind 15 Pf. für Porto und Verpackungsspesen beizufügen.

Verlag Philipp Reclam jun. in Leipzig



Zur Beachtung!

Da es unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen unvermeidlich ist, daß ständig eine Anzahl Bände der Universal-Bibliothek auf Lager fehlen, empfiehlt es sich, bei Bestellung stets einige Nummern als Ersatz für etwa fehlende anzugeben. Andernfalls muß der Verlag es sich vorbehalten, geeignete Werke nach seiner Wahl als Ersatz zu liefern, damit Porto, Zeit und Arbeit für nochmalige Rückfragen beiden Teilen erspart werden.

Durch unvorschriftsmäßige Versendung der Ausweisscheine entstehen für den Verlag Unannehmlichkeiten, insbesondere werden die Sendungen mit hohem Strafporto belegt; die umstehenden Anweisungen sind daher genau zu beachten.

Nach Belieben der Besteller können auch umfangreichere Bände sowie gebundene Ausgaben der Universal-Bibliothek oder andere Bücher des Reclamschen Verlages gegen die entsprechende Anzahl von Ausweisscheinen bzw. gegen Nachzahlung des Fehlbetrages bezogen werden; je 8 Ausweisscheine werden dann zum Wert von 40 Pf. angerechnet.

Ausweisschein Nr. 27

vom 4. April 1918, gültig bis 4. Oktober 1918

Unterschrift und genaue Adresse des Absenders:

....

....

....

....

Für acht fortlaufend numerierte Scheine eine Einzelnummer der Universal-Bibliothek umsonst.

Hier ausschneiden!

Zeitgemäße Bücher aus Reclams Universal-Bibliothek

Porträtgalerie aus Karl Lamprechts deutscher Geschichte. Mit Einleit. von Dr. H. F. Helmolt. Mit einem Bildnis Lamprechts. Nr. 5181/82. Geb. 90 Pf., Geschenkband Mk. 1.80.

Das Buch vom Fürsten Bismarck. Von George Hesekiel. Neu herausgegeben und ergänzt von Dr. Max Mendheim. 2 Bände. Nr. 5758–60, 5761–63. Geb. je Mk. 1.20.

Otto v. Bismarck. Ein biographischer Abriß von P. A. Merbach. Mit Bismarcks Bildnis. Nr. 5744. Geb. 60 Pf.

Bismarcks Reden. Mit verbindender geschichtlicher Darstellung herausgegeben von Ph. Stein. 13 Bände mit 9 Porträts und Register. Geh. einschließlich Teuerungszuschlag je Mk. 1.20.

Wilhelms II. Reden in den Jahren 1906 bis Ende 1912. Gesammelt und herausgegeben von Dr. B. Krieger, Königl. Hausbibliothekar. Mit einem Bildnis Kaiser Wilhelms II. Vier Bände. Nr. 3658–60, 4548–50, 4903–05, 5561–63. Geb. je Mk. 1,20, Geschenkband je Mk. 2.—.

Deutsches Volkstum. Von Fr. L. Jahn. Herausgeg. und eingel. von F. Brümmer. Nr. 2639/40. Geb. 90 Pf.

Inwiefern Machiavellis Politik auch noch auf unsere Zeiten Anwendung habe. Von J. G. Fichte. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Jos. Hofmiller. Nr. 5928.
Ein erstaunlich zeitgemäßes Buch, eine politische Kampfschrift ersten Ranges. Es gibt wenig politische Schriften in Deutschland, die einen ähnlich großartigen Geist der Entschlossenheit und des Wollens atmen wie dieses fast vergessene Werk unseres großen Philosophen.

Fortschritt und Armut. Von Henry George. Untersuchung über die Ursache der Arbeitskrisen und die Zunahme der Armut bei Zunahme des Reichtums. Ein Mittel zur Verbesserung. Deutsch von D. Haek. Nr. 2931–35. Geb. Mk. 1.80.

Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Von G. W. F. Hegel. Mit einer Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von F. Brunstäd. Nr. 4881–85. Geb. Mk. 1.80.

Der Krieg im Zeitalter der Naturwissenschaften und der Technik. Von Eugen Alt. Nr. 5797–99. Geb. Mk. 1.20.

Das Rote Kreuz. Von Wilh. Boethke. Seine Entstehung, sein Wesen und seine Einrichtungen. Nr. 5872. Geb. 60 Pf.

Zeltleben in Sibirien und Abenteuer bei den Korjäken und anderen Stämmen Kamtschatkas und Nordasiens. Von G. Kennan. Aus dem Englischen von D. Haek. 2795–97. Mk. 1.20.
Fesselnd geschriebene Reiseschilderungen, auch für die reifere Jugend zu empfehlen.

Geschichten aus Flandern. Von Cyriel Buysse. Deutsch von G. Gärtner. Nr. 5916.
Aus allen Schöpfungen Buysses strahlt heiße Liebe für sein Heimatland, das schöne Flandern, und für sein Volk, besonders für die Armen und Ärmsten, deren Leben und Leiden er meisterhaft darstellt.

Auf alle hier verzeichneten Grundpreise wird zur Zeit ein Teuerungszuschlag von 50% für alle gebundenen Ausgaben berechnet. Für die gehefteten Ausgaben erhöht sich der Grundpreis von 25 Pf. durch einen 60%igen Teuerungszuschlag auf 40 Pf. für jede Einzelnummer.

Verantwortlich für die Redaktion der Beilagen: Cornelia Kopp, Leipzig. Für den Anzeigenteil: i. V. Ernst Schwabe, Leipzig. — Druck und Verlag von Philipp Reclam jun., Leipzig. — Für Oesterreich-Ungarn Herausgeber: Friese & Lang, Wien I, Bräunerstraße 3. — Verantwortlicher Redakteur: C. O. Friese, Wien I, Bräunerstraße 3. — Anzeigen-Annahme für Oesterreich-Ungarn: M. Dukes Nachf. A.-G., Wien I, Wollzeile 16; für den Balkan: Balkanische Annoncen-Exped. A.-G., Sofia.

Hier ausschneiden

Praktische Ratschläge.

Was beim Einkauf elektrischer Taschenlampenbatterien zu beachten ist. Mit den Trockenbatterien für elektrische Taschenlampen und Lese- oder Nachttischlampen hat man schon immer leicht Enttäuschungen erlebt, weil sie oft binnen kürzester Frist versagen. Dieser Übelstand tritt jetzt in der Kriegszeit doppelt unangenehm fühlbar in Erscheinung, und die Ausrede der Verkäufer, daß jetzt die dazugehörigen Chemikalien nicht mehr so gut wie früher seien, trifft nicht immer zu. Gewöhnlich handelt es sich um bereits zu lange gelagerte Batterien, die dann im Gebrauch naturgemäß nach kurzer Zeit erschöpft sind. Will man sich nun beim Einkauf vor solchen „gelagerten Batterien“ schützen, so genügt keineswegs die vor unseren Augen vom Verkäufer ausgeführte Probe mit einer Versuchslampe, die zeigt, daß die Taschenlampe brennt, denn sie ist durchaus kein Beweis für die Vollkraft der Batterie. Man verlange, daß der Verkäufer einen Voltmeter an die Batterie legt und überzeuge sich durch den Augenschein, daß der Zeiger 4,5 Volt Spannung anzeigt. Nur dann ist die Batterie frisch. Die meisten Batterien tragen auf der Unterseite einen Zeichen- und Zahlenstempel, der auch Aufschluß über das Alter der Batterie gibt. Die ersten Zeichen sind gewöhnlich die Fabrikmarke des Herstellers, die Zahlen aber geben die Woche des laufenden Jahres und die Jahreszahl selbst an. Dieser Stempel wird stets nur der versandfähigen, fertigen Batterie aufgedrückt, ist also ein untrügliches Zeichen für ihr Alter. Beim Versenden von Batterien ins Feld darf man niemals die Batterie so in die Taschenlampe einstecken, wie sie beim Gebrauch benötigt wird, sonst kann durch Druck oder Erschütterung der Einschalter in Kraft gesetzt werden und die Lampe brennt dann während des Transportes und kommt mit verbrauchter Batterie an ihrem Bestimmungsort an. Um das zu vermeiden, stecke man die Batterie verkehrt in den Behälter und achte darauf, daß die den Strom vermittelnden Metallstreifen mit Papier umhüllt sind, sich also weder gegenseitig, noch an den Metallwänden des Behälters reiben können. Der Empfänger muß natürlich von dieser Vorsichtsmaßregel verständigt werden. M. Kn.



Druck und Verlag von Philipp Reclam jun. in Leipzig, Inselstraße 22. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: i. V. Ernst Schwabe in Leipzig. Anzeigen-Annahme für Oesterreich-Ungarn: M. Dukes Nachf. A.-G. Wien I, Wollzeile 16; für den Balkan: Balkanische Annoncen-Expedition, A.-G., Sofia.